


EX
BIBLIOTHECA
J.F.J. HEREMANS







Belisar.

Von

Gustav Nieritz.

Besonders abgedruckt

aus der

Jugend-Bibliothek von Gustav Nieritz.

Dritte Auflage.



Verlegt

von

M. Simion in Berlin.



B e l i s a r.

Von

Gustav Nieritz.

Erstes Kapitel.

Der Ostermorgen.

Der Tag graute über den Gebirgen des heutigen Rumeliens, einst Thrazien geheißen. Ein mäßiger Wind, welcher dem Aufgange der Sonne voranzugehen pflegt, vertrieb am Himmel den Wolkenschleier, als gedenke er, dem sich erhebenden Tagesgestirne den Vorhang von seinem Lager wegzuziehen. Auf dem schwarzen Meere trieben dampfende Nebelmassen wild sich durch einander herum. Es war der Ostertag des Jahres 527 nach Christi Geburt. Das junge Gras grünte wunderschön aus der frostfreien Erde hervor und an Bäumen, sowie an Sträuchern zeigten die geplatzten Knospen zarte Blätter und Blüthen in verschwenderischer Fülle. In einem Thale, welches in einer Bucht des Meeres ausmündete, lagen in friedlicher Ruhe einige kunstlose Hütten verstreut, deren glückliche Besitzer, wie einst das israelitische Volk in seiner Blüthezeit unter ihren Feigenbäumen und Weinstöcken, sicher wohnten. Die Singvögel, welche, sich breitmachend,

schlaftrunken auf den Zweigen der Bäume saßen, öffneten ihre Aeugelein, schüttelten sich und blickten, indem sie einzelne kurze Laute ausstießen, neugierig um sich, als gedächten sie zu erforschen, ob es schon an der Zeit sei, dem Schöpfer aller Dinge das Morgenopfer des Dankes anzustimmen. Bevor dies noch geschah, ertönte aus einer der höher gelegenen Hütten der Morgengruß eines menschlichen Wesens — eine weinende Kinderstimme. Eine starke männliche Stimme rief hierauf mehrmals: „Tabea! Tabea!" und suchte dann das Kind durch einige sanfte Worte zu beruhigen, was auch gelang. Gleich darauf trat aus der nur angelehnten Thüre ein junger Mann, halb bekleidet, von ungewöhnlich großer und schöner Gestalt. Sich überall umschauend, wiederholte er mit fast unwilligem Ausdrucke den Ruf: „Tabea! Tabea!" Plötzlich schlossen sich jedoch seine zürnenden Lippen, denn ein mächtiger Posaunenschall, welcher von der Höhe des ihm gegenüberliegenden Berges herabtönte, machte seinen Blick dorthin richten. Inmitten einer Gruppe, Männer und Frauen, welche fast sämmtlich mit weißen Kleidern angethan waren, erhob sich ein hohes Kreuz von derselben Farbe. Um dasselbe standen die Posaunisten, deren tönende Instrumente in dem Morgenrothe goldig erglänzten. Die lang gehaltenen Klänge in ihrer kunstlosen Einfachheit schifften durch die bewegte Luft dahin und weckten in dem Herzen des Menschen das Andenken an den, von welchem alles Heil und Leben uns zu Theil geworden ist. Und als die Posaunen schwiegen und der erste Son-

nenstrahl auf den Wogen des nebelfrei gewordenen Meeres daherblitzte, ertönte es in heherem Chor herab:

„Christus ist erstanden
aus des Todes Banden —
Gelobt sei er!“

Und alle befiederten Sänger stimmten in das Halleluja der dankbaren Menschen jubilirend ein. Unwillkürlich — denn das ist ja eben ein großer Segen der gemeinschaftlichen, gottesdienstlichen Versammlung, daß sie auch den minder Dankbaren unwiderstehlich zur Nachahmung und Andacht hinreißt — hatten sich auch die Kniee des jungen Mannes gebeugt und sein Antlitz der Himmelsgegend zugewendet, wo die Sonne aus dem Meere, gleichwie Christus einst aus dem Grabe, siegreich auferstand.

„Das Grab ist leer —
Die Wächter fliehn —“

klang es weiter durch die Lüfte und wie damals die Wächter vom Grabe Jesu, flohen vor der leuchtenden Weltkugel die letzten Wolken am Himmel und die Nebelmassen auf dem Meere.

Obschon der Knieende andächtig das Zeichen des Kreuzes über Antlitz und Brust gemacht hatte, murmelten gleichwohl seine Lippen vorwurfsvoll: „Ha, nun weiß ich wo Tabea hingeschwunden ist. Vermag ich doch deutlich ihre helle Stimme von allen übrigen zu unterscheiden!“

Stumm sah er hierauf zu, wie die Versammlung aus einander ging und sich nach allen Richtungen zer-

streute. Als aber ein junges blühendes Weib, das in der Rechten einen blüthenknospenden Stab und in dem dunklen Haar einen grünen Myrtenkranz trug, ihre Schritte nach dem Harrenden hinlenkte, rief er ihr eben nicht freundlich entgegen: „Aber, Tabea! wie konntest du mich mit dem Kinde ganz allein lassen?“

Tabea schlang beide Arme um den Hals ihres Gatten und indem sie einen Kuß auf seine Wange drückte, sprach sie mit Innigkeit: „Christus ist erstanden!“

„Er ist wahrhaftig auferstanden!“ antwortete der Mann nach der üblichen Sitte, setzte aber auch dann gleich hinzu: „Und Stephanie auch. Ich vermochte kaum sie zu beruhigen. Wie hast du dich auch so heimlich davon schleichen mögen?“

„Wie du doch so vergeßlich sein kannst! Hab ich dich nicht geweckt und eingeladen, mit mir der erhebenden Osterfeier beizuwohnen? Du aber mochtest lieber schlafen, als dem eine kurze Zeit widmen, der drei und dreißig Jahre lang für uns auf Erden gewandelt und sein Leben dahingegeben hat.“

„Christus bedarf unsers Dankopfers nicht“ — versetzte der Mann — „er ist in den Himmel zurückgekehrt, von wannen er gekommen. Und wer sollte auf Stephanie Acht haben, wenn wir beide fortgegangen wären?“

„O mein Belisar!“ antwortete Tabea betrübt — „wie fern bist du noch von dem wahren Glauben! Will nicht Christus mitten unter uns sein, wenn auch nur drei in seinem Namen versammelt sind? Sollen wir nicht

Gott Dank opfern und dem Höchsten unsere Gelübde bezahlen? Und wenn schon Christus unserer Dankopfer nicht bedarf, so bedürfen doch wir derselben zu unserm ewigen Heile. O, wie ist meine ganze Seele erfüllt worden von der Größe der göttlichen Liebe durch die heutige Feier! Christus ist erstanden aus des Todes Banden! jauchzt es immer und immer fort in meinem Innern. Was fürcht' ich nun Tod und Grab? Und wie liebe ich auch dich, mein Belisar, und Stephanie und alle Menschen! Denn nicht vergeblich hat uns erst diesen Morgen der würdige Pelissos in des Auferstandenen Namen zugerufen: Daran will ich erkennen, ob ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt. Mein Belisar, liebe mich doch wieder und deinen Heiland noch mehr, der dich zuerst, und ach! so unaussprechlich geliebt hat." Tabea faßte ihren Gatten in die Arme und netzte seine Wange mit Thränen der Rührung.

„Du bist ein gutes Weib" — sprach Belisar ergriffen — „und frömmer als ich. Ich liebe dich unaussprechlich und den erstandenen Heiland dazu. Auch habe ich, während ihr oben auf dem Berge sanget, ihm meine Huldigung hier unten dargebracht."

Tabea's schöne Augen glänzten hier von inniger Freude. Auf die aus dem Meere sich erhebende Sonne zeigend, sprach sie zu ihrem Gatten: „Sieh da das Bild des Gekreuzigten! Vor ihm fliegen die Nebelschatten des blinden Heidenthums und selbst in die engen Klüfte, wohin sie sich zu bergen eilen, wird das klare Auge des

Herrn um die Mittagszeit dringen und sie völlig verjagen. Heller aber als die Sonne ist doch das Wort unsers Gottes, meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen. — Was macht meine Stephanie?"

„Sie schläft wieder, wie ich hoffe" — antwortete Belisar und ging, — während Tabea in die Hütte trat, nach dem Meeresufer zu, wo er aus vielen kleinen Gruben, welche er vor längerer Zeit mit Meerwasser angefüllt gehabt hatte, das daraus gewonnene Seesalz zusammen suchte.

In dieser Beschäftigung unterbrach ihn eine fremde Stimme, welche ihn rauh anrief: „He! mein guter Freund, suchst du etwa Perlen?"

Belisar blickte auf und sah einen Mann auf sich zukommen, dessen Kleidung sogleich seinen Stand — den eines Kriegers — erkennen ließ. Ein eherner Helm deckte sein Haupt, ein kurzes Unterkleid seinen Leib bis auf die nackten Kniee herab, über welchem ein Schuppenharnisch Brust, Rücken und Hüften dicht umschloß. In einem blitzenden Wehrgehänge ruhte das kurze, breite Schwert an der linken Seite des Körpers, der großentheils von einem hochrothen Mantel eingehüllt war. Dem Fremden folgten einige Krieger von untergeordnetem Range nach.

Belisar hatte sich aufgerichtet und staunte die ungewöhnliche Erscheinung mit großen Augen an. So wie er die fremde Tracht, musterte der Offizier die Körperlänge und Schönheit des jungen Gebirgsbewohners unter

sichtlichem Wohlbehagen. „Bei den Göttern!“ hob jener endlich an — „der Kriegsgott kann schöner nicht gewesen sein, als dieser arme Ochsentreiber. Ha! selbst in Weiberkleidern kann Achilles sein Geschlecht nicht verleugnen, bringt man ihm zur Zeit der Gefahr Schwert und Schild. Da, junger Mars“ — er nahm seinen Helm ab und drückte ihn dem geduldig gewährenden Belisar auf die gelockten Haare — „das ist die Krone, welche dir geziemt zu tragen und dies“ — er warf ihm den purpurfarbigen Mantel um — „das passendste Gewand. Sahet ihr“ — wendete er sich zu seinen Leuten — „je einen schönern Mann unter der Leibwache des glorreichen Kaisers Justinian? Begrüßet euern neuen Kameraden!“

Schnell setzte Belisar den Helm ab und warf den Mantel von sich. „So ist es nicht gemeint“ — sprach er lächelnd, denn seine Eitelkeit fand sich durch die Rede des Offiziers etwas geschmeichelt. — „Der Kaiser braucht meiner nicht, wohl aber mein Weib und Kind.“

„Sollen wir dich zu deinem Glück erst zwingen müssen?“ versetzte der Offizier, seinen Leuten einen Wink gebend, welche sich, wohl zwölf an der Zahl, über den böswilligen Rekruten herwarfen und sich seiner zu bemächtigen suchten. Nicht ganz leicht ward ihnen der Sieg. Obschon wehrlos, gebrauchte Belisar die Waffen der Natur, — Fäuste, Füße und Zähne — so tapfer, daß mehr als einer seiner Gegner umsonst die Erde küßte und dieselbe mit seinem Blute röthete. Allein endlich erlag er doch der Uebermacht. An Händen und Füßen

gebunden trug man ihn einem Ruderschiffe zu, welches in einer kleinen Bucht vor Anker lag und nun sogleich in See stach. Bald darauf gelangte es um das Vorgebirge herum, welches die Aussicht nach dem heimathlichen Thale Belisars bisher versperrt hatte. Dieser, auf dem Boden des Fahrzeugs platt ausgestreckt liegend, sah noch einmal seine höher gelegene Hütte, in welcher sein Weib so eben vielleicht seine Tochter wiegte und ein wüthiger Schmerz bemeisterte sich seiner. „Tabea!" rief er jetzt wieder, doch mit ganz anderer Empfindung als vorhin beim Austritt aus der Hütte. „Tabea!" hallte es von den Bergen zurück; aber die Gerufene zeigte sich nicht. Niemand gewahrte den Menschenraub; niemand vermochte später der verzweifelnden Gattin die Kunde von dem Schicksale ihres Mannes zu geben. Immer weiter trat die geliebte Heimath vor Belisars thränenvollen Augen zurück, bis sie ganz verschwand und nur Luft und Wasser um ihn blieben.

Dort am Meeresstrand aber sitzt später Tabea, ihre kleine zweijährige Tochter in den matten Armen haltend. Ihre Augen haben keine lindernden Thränen mehr, den Verlust ihres Gatten zu beweinen. Jeder Morgen, jeder Abend findet die Verlassene dort, welche vergeblich das treulose Meer beschwört, ihr wenigstens den Leichnam ihres geliebten Belisar zurück zu geben. Nach fünf Monaten fesselt ein zweites Band — die Geburt eines Söhnleins — sie an ein Leben, welches für die Einsame keinen Reiz mehr hat. Doch erblickt sie in dem neugebornen

Kinde des Vaters Ebenbild und giebt ihm darum auch dessen Namen Belisar, ein Klang, der sie stets mit wehmüthigem Schmerze an ihren großen Verlust erinnert.

Zweites Kapitel.

Die Entdeckung.

Drei Jahre waren vergangen. Tabea hatte sich und ihre beiden Kinder nothdürftig durch ihrer Hände Arbeit, durch den Ertrag einer Kuh und zweier Ziegen erhalten. Obschon von Kummer um den verlorenen Gatten gebeugt und verzehrt, hatte sie doch durch ihre Anmuth und häusliche Tugend einen jungen Mann aus der Nachbarschaft so mächtig angezogen, daß derselbe die vermeinte Wittwe zu ehelichen begehrte. Verwandte und Freunde erkannten dies als ein großes Glück für die Arme und redeten ihr darum eifrig zu, dasselbe ja nicht zurückzuweisen. Tabea wäre lieber auch ferner allein geblieben; doch der Hinblick auf ihre beiden Kinder, welche einer kräftigen Stütze bedurften, vermochte sie, ihren Wunsch dem Wohle ihrer Kinder nachzusetzen. Der Tag der feierlichen Verbindung war festgesetzt. Den Abend zuvor ging Tabea mit ihren Kindern zum letzten Male nach dem Meeresufer, wo sie ihren Belisar für verunglückt glaubte; denn sie erkannte

nur zu wohl, daß fortan ihre Zeit und Pflicht allein dem neuen Gatten gewidmet bleiben müßten. Hier weinte sie dem Verlornen bittre Thränen nach, bat seinen Schatten um Vergebung, daß sie ihm gleichsam untreu werden wolle und setzte ihm die Gründe auseinander, warum sie so zu handeln gezwungen sei. Als sie nach ihrer Hütte zurückkehrte, fand sie die Thalbewohner um einen Krieger versammelt, der, zum Kampfe untüchtig gemacht, in seine Heimath zurückkehrte, welche tiefer in den Gebirgen lag. Nach der gewöhnlichen Weise alternder Soldaten erzählte der Mann von seinen Heldenthaten und von dem, was er Außerordentliches gesehen und erfahren hatte. Sich rühmend, Wunder der Tapferkeit gethan zu haben, setzte er hinzu, daß er freilich dafür keinen weitern Lohn, als ehrenvolle Wunden und seinen Abschied erhalten habe.

„Ja“ — fuhr er fort — „nur Glück muß man haben, soll man es zu etwas bringen. Leider, mich floh dasselbe, indem es einem Andern auf der Ferse nachfolgt. Da brachte der Centurio Menisses vor drei Jahren einen jungen Rekruten nach Constantinopel, den er an der Küste des schwarzen Meeres weggefangen hatte. Der Bursche, ein guter, ehrlicher Landmann und nichts weiter, zählte kaum einige und zwanzig Jahre, besaß eine ansehnliche Gestalt und recht leidliche Gesichtsbildung, daher er denn auch der Leibwache des Kaisers beigegeben wurde. Erst machte der Mensch mehrere Versuche zu entfliehen. Dieselben jedesmal vereitelt und sich bestraft

sehend, bequemte er sich endlich in sein Schicksal und gewöhnte sich zuletzt so gut an das höfische Thun und Treiben, daß man ihn vor älteren Kriegern begünstigte. Was geschieht? Derselbe Centurio, der den Menschen weggefangen hatte, verwickelte sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser und suchte auch seinen Rekruten mit hinein zu ziehen. Derselbe aber, ob aus Rache gegen seinen Entführer oder aus Anhänglichkeit gegen den Kaiser, weiß man nicht zu entscheiden, lieferte die Rädelsführer in die Hände der Gerechtigkeit und wurde dafür von dem Kaiser sofort zum Obersten ernannt. Nun dachte er nicht mehr an's Entfliehen, sondern wußte sich vielmehr in der Gunst seines kaiserlichen Gebieters so zu befestigen, daß er in reißender Schnelligkeit von Stufe zu Stufe stieg und gegenwärtig als Feldherr an der Spitze eines Heeres von 25,000 Mann nach Persien ziehen wird, die Grenzen des Reichs auch dorthin zu erweitern. Jetzt ist der vormalige Bauer der Neid aller Krieger geworden und „Belisar" tönt es von tausend und aber tausend Lippen."

„Belisar?" wiederholte auch der Chor der erstaunten Landleute.

„Belisar?!" rief Tabea mit freudebebenden Lippen nach. „Belisar?!" jauchzte sie lauter. „Mein Belisar? O mein Herr und Heiland!"

„Ja, — ja," nickte der Soldat — „also tönt es überall im Lande umher, und bald werden die Perser den Arm des einstigen Rekruten fühlen."

Von einer Freudengluth überströmt, wendete sich jetzt Tabea an ihren Bräutigam, der sich unter den Anwesenden befand. „Aeneas“ — sprach sie zu ihm — „du hast vernommen, daß mein Gatte Belisar noch lebt. Demnach gebe ich dir dein Wort zurück und danke dir, daß du dich der Verlassenen annehmen wolltest. Mögest du an der Hand einer guten Gattin so glücklich leben, als deine Güte es verdient.“

„Tabea!“ versetzte Aeneas betroffen — „was kommt dir bei? Glaubest du im Ernst, daß der Feldherr Belisar und dein verlorner Gatte ein und dieselbe Person sei? Giebt es nicht der Belisare mehrere? Willst du auf eine ungewisse Vermuthung hin ein Bündniß brechen, das morgen durch des Priesters Hand geheiligt werden sollte?“

„Nein, nein,“ — entgegnete Tabea — „mein Herz ruft es laut, wie es nicht blos leere Vermuthung sei, daß mein Belisar noch lebe. He, guter Freund“ — wendete sie sich zum Soldaten — „ist nicht Belisars Haupthaar dunkelbraun? Gleichen seine schwarzen Augen nicht zwei blitzenden Sternen? Trägt er das edelgeformte Haupt auf einem ungewöhnlich schlanken Halse? Ist nicht sein rechter Arm eine halbe Spanne kürzer als der linke?“

„Beim Styx — der zwar bei uns Christen nicht mehr im Gebrauch ist — du malst den Feldherrn ab, wie er leibt und lebt“ — rief der Soldat verwundert. „Wohl zehnmal habe ich den Belisar als gemeinen Leibwächter an der kaiserlichen Pforte wachthalten sehen, und kann daher deiner Beschreibung mit gutem Gewissen und

aus eigner Anschauung beipflichten. Absonderlich, was den langen Hals betrifft, hast du vollkommen Recht. Lebte Belisar in dem Lande der Vandalen, sie würden ihm, seines Halses wegen, den Zunamen Gänserich II. geben, obschon derselbe mir nicht recht schmeichelhaft klingen will. Und dann der kurze Arm, der rechte, wie du sagst, — nun, da glaube ich, daß er dafür desto längere Finger machen wird, kommt er in das feindliche Land."

Der Soldat begleitete seinen vermeinten Witz mit einem zufriedenen Lachen, Tabea hingegen wendete sich an ihren Bräutigam. „Siehst du, Aeneas, daß ich mich nicht geirrt habe?" sprach sie triumphirend. „Nun darf ich dich nicht ehelichen und der Priester unsern Bund nicht einsegnen, wenn schon ich wollte."

„O Tabea!" rief Aeneas betrübt — „die Liebe täuscht dich. Hättest du dem Soldaten da erzählt, daß dein Belisar blondes Haupthaar, blaue Augen, einen kurzen Hals und gleichgroße Arme habe: er würde dir auch Recht gegeben haben. Dein Gatte Belisar würde nicht drei Jahre lang die Seinen in Ungewißheit und ohne Nachricht von sich gelassen haben."

„Hast du nicht vernommen" — erwiederte Tabea gereizt — „daß mein Belisar mehrmals zu entfliehen versucht hat?"

„Anfangs, ja!" — antwortete Aeneas — „als Oberst aber würde ihn Niemand abgehalten haben, sich mit seiner Gattin und seinen Kindern wieder zu vereinigen. Und konnte er selbst nicht von seinem Posten ab-

kommen, so standen dem Feldherrn der Boten viele zu Gebote, welche dich nach Constantinopel geleiten konnten. Ist auch der Weg dahin beschwerlich, so beträgt er doch nicht viel über dreißig Stunden."

„Wer weiß" — sprach Tabea — „was er bereits gethan hat, um unsere Wiedervereinigung zu bewirken und welche Hindernisse ihm dabei in den Weg getreten sind. An mir ist es nun meinen Gatten aufzusuchen. Nochmals, guter Aeneas, meinen Dank für deine Liebe."
„Wie aber" — entgegnete jener, bestürzt über Tabea's unbeugsame Festigkeit — „wenn du dich überzeugt hast, daß es nicht dein Belisar ist? Wirst du dann noch länger deine Hand mir vorenthalten? Ich will dich begleiten auf deiner Reise nach Constantinopel und wenn —"

„Deine Güte rührt mich tief" — fiel ihm Tabea in's Wort — „doch erlaß mir jetzt, neue Zusagen auszusprechen. Meine Seele ist so erfüllt von meinem verloren geglaubten Belisar, daß sie jetzt nichts Anderes zu denken vermag."

Da schied Aeneas traurig von seiner Braut, welche sich lieber denselben Abend noch auf den Weg gemacht hätte und kaum vor Ungeduld den andern Tag erwarten konnte. Vor Anbruch desselben hatte sie sich reisefertig gemacht. Noch schliefen ihre Kinder fest und süß. Sie aber weckte ihre fünfjährige Tochter Stephanie und malte der Schlaftrunkenen recht lieblich vor, wie sie zum guten Vater gehen wollten, der gar schöne Früchte und bunte Muscheln und hundert andere Dinge besitze, sein liebes

Töchterchen damit zu erfreuen. Unter diesen Versprechungen kleidete sie die Kleine an, welche bald eben so zur Abreise trieb, wie ihre Mutter. Diese band sich nun den zweijährigen Belisar, schlafend wie er war, auf den Rücken und ging, Stephanien an der Hand, zur Nachbarin, von welcher sie, gegen Unterpfändung ihrer Hausthiere und Hütte, ein kleines Reisegeld erborgt hatte, um von derselben Abschied zu nehmen.

„Tabea!" rief jene verwundert — „die Kinder willst du mitnehmen? Fürchtest du nicht, unter ihrer Last zu erliegen? Warum willst du sie mir nicht auch anvertrauen, wie deine Kuh und deine Ziegen? Wahrlich, gewissenhafter als für diese, würde ich für die Kleinen gesorgt haben!"

„Nein" — antwortete Tabea freudig — „getheiltes Herz ist so gut wie kein Herz. Und was würde mein Belisar sagen, käme ich ohne seine und meine größten Kleinodien zu ihm? Weiß er doch nicht einmal, daß ihm ein Söhnlein geboren ist, das sein ganzes Ebenbild zu werden verspricht! Christus war noch weit jünger, da seine Eltern mit ihm vor Herodes Nachstellungen fliehen mußten, und der Weg von Canaan nach Aegypten viel länger und gefahrvoller, als der meinige. Lebe wohl! Und sollte, woran ich gar nicht zweifle, der große Belisar mein Gatte sein, so behalte mein kleines Eigenthum als das deine. Der große Feldherr wird doch wohl" fuhr sie lächelnd fort — „Brot's genug haben, um seine Frau und Kinder satt machen zu können!"

Von der Nachbarin Segnungen überhäuft, trat Tabea ihre Pilgerschaft frohen Muthes an und Stephanie trippelte mit kleinen, doch schnellen Schritten an ihrer Seite dahin, indeß der kleine Belisar auf der Mutter Rücken völlig ausschlief.

Drittes Kapitel.

Wiedersehen.

Die Mittagssonne stand senkrecht über der ausgedorrten Erde am wolkenlosen Himmel und brannte mit versengender Gluth herab. Kein Baum, kein Strauch, nicht einmal eine Felsenklippe bot dem einsamen Wanderer einen willkommenen Schatten und Ruhepunkt. Die Erde, mit gebräunten Kräutern und Gräsern bedeckt, zog sich in sanften Wellenlinien einförmig und langweilend dahin. Kein Vogelgesang belebte die schwüle Luft, keine murmelnde Quelle erquickte Ohr und Mund des Reisenden. In Schweiß gebadet, langsamen, keuchenden Schrittes schleppte sich eine junge Frau mühsam durch die öde Wüste. Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen hatte sie ihr Haupt in ein weißes Linnentuch gehüllt, unter dessen lang herabhangendem Zipfel ein kleiner Knabe — Belisar, denn die Pilgerin war unsere Tabea — schwitzend saß.

Und von Stephaniens Antlitz, das wie Tabea's geschirmt war, rann gleichfalls in großen Tropfen der helle Schweiß herab. Nicht mehr so rasch, als wie beim Beginn der Reise — war es doch bereits der vierte Reisetag — wanderte die Kleine an der Hand ihrer Mutter vorwärts. Diese blickte bekümmerten Auges auf ihr zartes Töchterchen herab und fragte sie mit trocknen Lippen: „Bist du recht müde, arme Stephanie?" Das Kind richtete die blauen Augen auf seine Mutter und schüttelte stumm das kleine Haupt. „Gesteh' es nur offen, liebe Stephanie" — fuhr Tabea mit verhaltenem Schmerze fort — „sind doch meine Füße schon wund gegangen, die lange nicht so zarte Haut haben als die deinigen." —

„Du hast mich ja oft getragen" — erwiederte Stephanie.

„Nur kurze Strecken, mein Kind," — sprach Tabea — „so lange als es meine Arme aushielten."

Stephanie schwieg und setzte ihren Weg mit sichtlicher Anstrengung fort. Dies gewahrend, hob Tabea wieder an: „Kind! getraust du dich wohl, noch bis zu jenem Hügel zu gehen? Vielleicht entdecken wir von dort aus ein Dorf oder auch nur einen Baum, in dessen Schatten wir uns lagern können."

„O ja!" versetzte Stephanie kleinlaut.

„Ich will dich wieder auf die Arme nehmen" — sprach Tabea besorgt.

„Ach nein, gehen kann ich schon" — antwortete das Kind — „aber —"

„Nun?“

„Aber, mein Kopf thut mir ein Bischen weh.“

Heftig erschrak Tabea. Ihr fiel die Sunamitin aus der Bibel ein, deren Sohn zum Vater hinaus auf's Feld gegangen war, von der Hitze den Sonnenstich bekommen und nach wenig Stunden den Tod davongetragen hatte. Dort hatte zwar der Prophet Elisa den Knaben wieder vom Tode erweckt: allein, wo war hier ein solcher Retter zu hoffen?

Tabea's Sorge zu vermehren, lallte jetzt der kleine Belisar auf ihrer Achsel: „Trinken!“

Forschend schüttelte ihre Rechte die Kürbisflasche an ihrer Seite, obschon sie recht gut wußte, daß sie vorhin den letzten Rest laulichten Wassers dem kleinen Begehrlichen daraus gereicht hatte. Dem war auch so. Der immer dringender wiederholte Ruf ihres Sohnes um einen Trunk zerriß ihr vollends das Herz, welches schon durch den leidenden Zustand ihrer Stephanie lebhaft ergriffen worden war. Mit der raschen Entschlossenheit, wie sie die Verzweiflung eingiebt, nahm Tabea jetzt ihre widerstrebende Tochter auf ihre Arme und rannte, ihre letzten Kräfte zusammenraffend, der vorhin bezeichneten Anhöhe zu. Während dessen erneute der kleine Belisar ohne Aufhören seinen Wunsch und Stephanie die Klage über das zunehmende Kopfweh. Bis in den Tod erschöpft schritt Tabea endlich den Hügel hinauf, um dieselbe trostlose Aussicht, wie bisher zu haben. Entmuthigt ließ sie ihre Tochter zur Erde gleiten. Obgleich selbst

todtmatt, blieb sie doch aufrecht stehen, um durch ihre Körperlänge ihre Stephanie vor der schmelzenden Sonnenhitze zu schützen. Ach, die Sonne stand so senkrecht über Tabea's Scheitel, daß der Schatten ihrer ganzen Gestalt nur wenige Spannen Länge hatte. Sie gedachte der Hagar in der Wüste und wollte es schon, um das Wehklagen des durstenden Kleinen nicht mehr zu hören, wie jene machen, ihn hinsetzen und davon gehen. Allein sie schauderte schon vor dem Gedanken einer solchen That. „Nein, —" sprach sie zu sich selbst — „lieber öffne ich mir die Ader und lasse mein Kind an meinem Blute sich tränken, als daß ich es hülflos preisgebe." — Ach, wenn doch auch ihr ein Engel vom Himmel zugerufen und sie eine rieselnde Quelle hätte entdecken lassen! Brünstig betete sie um diese Wohlthat in ihrem bangen Innern. Schon löste sie das Tuch, welches den kleinen Belisar auf ihrem Rücken festhielt, ab; — schon langte ihre Hand entschlossen nach dem Messer — nicht, wie einst Abraham, den eignen Sohn Gott zum Opfer darzubringen, sondern sich selbst für denselben aufzuopfern. Und wie damals in dem Augenblicke der schrecklichen Entscheidung, kam auch jetzt hier Hülfe von oben. Isaaks Opfertod verhinderte die Stimme eines Engels, Tabea's blutige Handlung die Stimme — eines Esels! Niemand stoße sich an diesen Namen eines verachteten Thieres; denn es ist unserm Gotte gleich, durch viel oder wenig zu helfen. Er machet seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen, und das

beurkundet eben seine herrliche Allmacht, daß in seiner Hand das kleinste Sonnenstäubchen Großes zu bewirken vermag.

Das unharmonische, lauttönende Geschrei des Langohrs klang jetzt in Tabea's Ohren lieblicher denn Nachtigallenschlag. Keine Spur von Mattigkeit mehr fühlend, erfaßte sie ihre beiden Kinder und eilte mit dieser doppelten Last der Gegend zu, woher der Ruf wiederholt ertönte. Bald erreichte sie die Stelle, wo das Gebirge jäh in die Tiefe hinabsank. Drei Esel, zwei alte und ein junger, ergriffen bei dem Anblick der daher springenden Frau eiligst die Flucht, und verschwanden zwischen dichtem Gebüsch, das den Abhang in üppiger Menge deckte. Tabea aber sah nur die Silberquelle, welche sprudelnd aus dem Gestein hervordrang und in das Thal hinabplätscherte. Doch vergaß sie in ihrem Entzücken über diesen köstlichen Fund nicht der nöthigen Vorsicht, als sie ihre Kinder zu laben eilte. Belisar fiel, nachdem er sich satt getrunken, in einen tiefen Schlaf, und einige Stunden Ruhe, so wie kühle Umschläge auf das Haupt Stephaniens, stellten bald die Kleine vollkommen wieder her. Tabea machte es nicht wie viele Menschen und Christen, welche zwar den Herrn in ihrer Noth anzurufen pflegen, doch unterlassen, ihm später für seine Hülfe zu danken. Seine Güte laut preisend, erquickte sie sich an seinen Gaben — dem köstlichen Wasser, den grünenden Sträuchern, an deren Blüthen und kühlendem Schatten. Die Sonne näherte sich bereits dem Saume des Horizonts, als Tabea

endlich mit ihren Kindern, geistig und leiblich gestärkt, zum Aufbruche sich rüstete.

Die Natur war wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Statt der dürren, öden Wüste umgab die Wanderer jetzt ein herrliches Paradies, wo üppige Weinreben an knorrigen Feigenbäumen sich emporrankten, Tausende von Rosen blühten und im Verein mit der Orange die süßesten Gerüche spendeten. Hier erhob sich der Granatbaum neben der dunklen Cypresse; da sproßte das junge, lichte Grün der Eiche neben dem blitzenden Blatte der Silberpappel. Einem großen Sonnenschirme ähnlich breitete die Pinie ihr gewölbtes Nadeldach über ihre niederen Nachbarn umher, und unter dem melodischen Gesange der Waldvögel rieselte, über Kiesel hüpfend, die geschwätzige Quelle dahin. Als aber die Gebüsche sich lichteten, die Aussicht freier ward und Tabea endlich staunend auf dem letzten Abhange stand: da sank sie anbetend auf ihre Kniee. O, daß die Eifersucht der christlichen Mächte unter einander es noch zuläßt, daß der Halbmond mit seinem schlimmen Gefolge — der Pest, despotischer Willkür des Herrschers und der Beamten mit der Käuflichkeit der Richter, dem Fanatismus und anderen Greueln — Europas Eden besitzen und entvölkern darf!

Vor Tabea's trunkenen Blicken lag — in dem weiten Thale, das Asiens Küsten besäumten, — das ehemalige Byzanz, jetzt zur Kaiserstadt umgewandelt, das große Constantinopel mit seinen Kirchen und Palästen, seinen Gärten und Hütten. Das vergoldete Kreuz der

Sophienkirche funkelte gleich dem Abendsterne über dem Häusercolosse, welcher von unzähligen Bäumen durchwebt war. Einem Lichtmeere ähnlich glänzte der Bospor, den Hunderte kleiner und großer Schiffe belebten. Mehr als der Anblick aller Reize der Natur und Kunst beseligte Tabea der Gedanke: dort weilt dein Belisar!

Voll dieser süßen Vorstellung drang sie unaufhaltsam vorwärts. Stephaniens Klagen über Müdigkeit blieben unbeachtet, eben so auch der heftiger werdende Schmerz der wunden Füße. „Wo ist Belisar? mein Belisar?" fragte sie die ersten Einwohner, welche ihr begegneten. Man lächelte über die Frage der ländlich gekleideten Frau, schüttelte das Haupt und schaute ihr spöttisch in's Gesicht, doch wies man sie auf ihre dringender wiederholte Bitte nach dem kaiserlichen Palaste hin, welcher sich längs dem Gestade in ungeheurer Weite ausbreitete. Hier angelangt, glaubte sie in jedem hochgewachsenen Krieger ihren Gatten zu erblicken. In dem bunten Gewühle der Wachen, Diener, Höflinge, Beamteter, welcher den Palast, seine Höfe und nächsten Umgebungen belebten, irrte die arme müde Tabea, ihre beiden Kinder auf den Armen, fast eben so trostlos und einsam umher, wie heute in der Wüste. Ihr ausgesprochener Wunsch, den Feldherrn Belisar zu sprechen, wurde entweder gar nicht beachtet oder blos mit verletzendem Hohn beantwortet. Als Tabea endlich voll Verzweiflung in die inneren Gemächer des Palastes einzudringen versuchte, sah sie sich von der Wache mit schmerzenden Stößen zurückgetrieben. O wie abscheulich

kam ihr nun die stolze Stadt, deren erster Anblick sie mit Entzücken erfüllt hatte, nach diesen bittern Erfahrungen vor! Wie ungleich besser war es in ihrem heimlichen Thale, wo man ungehindert in jegliche Hütte eintreten konnte und durfte! Hielt es schon so schwer, vor einen bloßen Feldherr des Kaisers zu kommen: wie viel schwerer mußte da der arme Unterthan seine Bitten vor den Kaiser bringen können! Was sollten doch die armen Menschenkinder in ihrer Noth anfangen, wenn unser Herrgott sich hinter einem ähnlichen Trosse verbergen wollte!

Nothgedrungen mußte sich endlich Tabea entschließen, ihr Nachtlager unter einer einsam gelegenen Säulenhalle aufzuschlagen. Wie ungleich bequemer war daheim ihre strohgedeckte Hütte gegen diesen Marmorbau, dessen Härte und Kälte jedoch jetzt ihr geringster Kummer war. Sie bettete sich auf die Steinplatte, ihre Kinder auf den Schooß, ihr schmerzendes Haupt auf den Fuß einer Säule, und nur die frohe Hoffnung, daß mit dem endlichen Auffinden ihres Gatten all' ihre Noth aufhören werde, ließ ihre verweinten Augen zu einem unruhigen und darum unerquicklichen Schlummer schließen. Aus demselben weckten sie am frühen Morgen die rauschenden Klänge einer kriegerischen Musik. Ein gewaltiges Getümmel war in der Nähe des kaiserlichen Palastes. Viele Tausende von Bewaffneten umgaben denselben von allen Seiten. Belisar rücke mit seinem Heere gegen die Perser aus — erfuhr Tabea auf ihre Frage von den umstehenden

Einwohnern. Ihr Versuch, sich durch die Krieger hindurchzuarbeiten, scheiterte an deren Menge und bösem Willen. Von weitem sahe sie zuweilen eine hohe Gestalt zu Pferde durch die dichten Reihen jagen, welche ihr eine Aehnlichkeit mit Belisar zu haben schien; doch ungehört blieb ihr wiederholter Ruf. Jetzt brach das Heer auf. Die weinenden Kinder in den Armen schritt Tabea, unsägliches Weh im Innern tragend, nebenbei. Sie suchte dem langen Zug den Vorsprung abzugewinnen; denn lag nicht die Entscheidung ihres ganzen Lebensglückes in dieser schrecklichen Stunde? Athemlos hatte sie einen kleinen Hügel vor der Stadt erstiegen, an dessen Fuße die Heerstraße vorbei ging, Hier wartete sie mit fliegender Brust der Annäherung des Heeres. Demselben voraus rückte ein Schwarm lärmender Musiker; dann kamen kleinere Abtheilungen von Kriegern. Endlich zog der Feldherr an der Spitze seiner Armee einher. Tabea's Pulse stockten. Ja, der in die blitzende Stahlrüstung gehüllte, mit goldnen Ehrenketten gezierte, auf arabischem Rosse stolz daher trabende Feldherr war Belisar, der einstige Hirt und Landmann. Auf ihn allein waren die Augen Aller gerichtet. Seines Winkes lauschte der gemeinste, wie der höchste Krieger. Unter einem nicht zu beschreibenden Gefühle sammelte Tabea all' ihre Kräfte und „Belisar!" tönte es gellend durch die Morgenluft.

Der Feldherr blickte auf und ein schnelles Erbleichen überflog seine stolzen Züge. Er erkannte sein Weib, dem Gram und Sorge einen großen Theil seiner Schönheit

geraubt hatten. Der gemeine Anzug Tabea's beleidigte seinen Dünkel. Er sah die Augen seiner Umgebung auf sich gerichtet und dort in der Gattin Händen zwei Kinder, von welchen eines nur ihm bekannt war. Schon trieb ihn sein Stolz, dem Rosse die Sporen in die Seiten zu drücken und davon zu sprengen, als das bessere Gefühl noch siegte. Er ritt den Hügel hinan, auf welchem ihm Tabea mit ausgebreiteten Armen, vor Freude fast bewußtlos, entgegen wankte. Der Umarmung ausweichend, sprach er verlegen: „Liebe Tabea, laß das jetzt. Wir sind nicht allein, und für einen Feldherrn, der in den Kampf zieht, will so etwas nicht passen." Damit reichte er ihr freundlich die Rechte. Tabea sah ihm eine Secunde lang sprachlos in's Angesicht, dann sprach sie heftig: „Wie? mein Belisar! ich darf dem als todt Beweinten nicht einmal einen Kuß geben, weil er ein Feldherr geworden ist? Gilt dies hier für eine Sünde: o so lege dieses unbequeme Eisenkleid ab und kehre mit mir in unsere Hütte zurück, wo wir, ach, so glückliche Jahre verlebten."

Belisar lächelte gezwungen. „Das geht nicht," — versetzte er — „das Vaterland bedarf meines Armes."

„Nun wohl" — entgegnete Tabea — „weihe immer dem Vaterlande deinen Arm, doch mir lasse dein Herz."

„Ich muß mein Herz zwischen dir und hohen Pflichten theilen" — sprach Belisar.

„Ach!" seufzte Tabea wie einst — „getheiltes Herz ist gar kein Herz. O wärest du mir nimmer entrissen worden!"

„Du hast Recht," — erwiederte Belisar auflodernd — „auch habe ich meinem Räuber seinen wohlverdienten Lohn ausgezahlt und ihm mit eigner Hand das Haupt eingeschlagen."

„Wie?" — rief Tabea voll Entsetzen — „einen Menschen hast du getödtet?"

„O, viele schon!" — versetzte Belisar triumphirend — „dies ist ja mein Handwerk jetzt."

„Und du willst ein Christ sein?" fragte Tabea vorwurfsvoll — „Christus macht nur lebendig und nicht todt. Und wir sollen seinem Beispiele nachfolgen — thun, wie er gethan hat."

„Darum paßt auch das Christenthum nicht immer für den Kriegerstand" — antwortete Belisar.

„Nein, nein," — rief Tabea — „du mußt vielmehr sagen, daß der Kriegerstand sich nicht für das Christenthum passe und darum gar nicht da sein sollte. Doch, wirst du auch deinen Kindern nicht einmal einen Kuß geben dürfen?"

„Meinen Kindern?" — fragte Belisar. — „Ist diese nicht Stephanie?" Er küßte die Kleine. „Wer ist aber dieser kleine Bube?"

„Er ist dein Sohn Belisar, durch dessen Geburt mich der Herr nach deinem Verluste in etwas zu trösten gedachte. Gleicht er dir nicht wie aus den Augen geschnitten? Aber Soldat darf er nimmer werden."

Belisar beugte sich zu seinem Sohne herab und drückte ihn an sein bepanzertes Herz, daß der Kleine schier

aufschrie vor Schmerz. „Aber, liebe Tabea,“ — hob er an — „auf welche Weise bist du hierher gekommen und wie hast du mein Dasein erfahren?“

„Ich und Stephanie sind gelaufen“ — versetzte Tabea — „den Belisar habe ich auf dem Rücken getragen und von einem fremden, heimkehrenden Kriegsmanne die Kunde von deinem Leben erhalten.“

Die letzteren Worte betonte Tabea mit schmerzlicher Wehmuth. Belisar, den stillen Vorwurf fühlend, entgegnete: „Tabea! noch findest du auf meinem Rücken die Spuren der Leiden, die ich habe erdulden müssen ob der wiederholten Versuche, mich wieder mit dir zu vereinigen. Noch gar nicht lange ist es, daß ich erst in den Stand gesetzt worden bin, durch abgeschickte Boten dich von meinem Schicksale unterrichten zu können, und wenn ich dies bis jetzt unterlassen habe, so geschah es nur aus der wohlmeinenden Absicht, unsere Wiedervereinigung bis zu dem Zeitpunkte aufzuschieben, wo ich als Sieger von dem persischen Feldzuge heimkehren würde.“

Diese Rede, welche Tabea's liebendes Gemüth völlig mit ihrem Gatten aussöhnte, war nur zum Theil auf Wahrheit begründet. Zwar hatte Belisar gleich nach seiner Beförderung zum Obersten der Leibwache nichts Eiligeres thun wollen, als seine Gattin herbeirufen lassen; allein der Glanz seiner neuen Stellung und deren verführerische Genüsse machten täglich mehr das Bild seiner Tabea vor ihm erbleichen, über deren Erscheinen überdies die Höflinge nur gespöttelt haben würden.

„Aber nun" — sprach Tabea zärtlich — „darf nichts als der Tod uns trennen."

„Was denkst du?" rief Belisar schnell — „ich ziehe so eben nach Persien" —

„Ich begleite dich" — antwortete Tabea — „will dich pflegen und verbinden, solltest du so unglücklich sein, krank oder verwundet zu werden."

„Das geht nimmermehr an" — sagte Belisar entschieden — „wie wärest du im Stande, mit den Kindern der Armee zu folgen?"

„Wenn du uns kein Fuhrwerk geben kannst, so laufen wir. Und kommen wir mit euch nicht fort, so ziehen wir hinterdrein."

„Es darf aber nicht sein" — wiederholte Belisar finsteren Blickes. „Ich dulde es von keinem meiner Untergebenen, daß er Frau oder Kinder mit in den Krieg nehme. Ihre Gegenwart lähmt des Kriegers Kraft und läßt ihn das Vaterland nachsetzen."

„Sollen wir zwei nicht ein Fleisch sein nach dem Ausspruche der Bibel? Darf ein Mensch scheiden, was Gott zusammengefügt hat?" fragte Tabea sanft.

„Alle deine Worte sind vergeblich" — sprach Belisar bestimmt. „Du darfst mich nicht begleiten. Sei vernünftig, liebe Tabea! kehre in die Heimath zurück und warte dort meiner Rückkunft."

„Ich habe zu unsrer Nachbarin gesagt," — versetzte Tabea — „daß, wenn mein Belisar wirklich der Feldherr des Kaisers wäre, ich ihr die verpfändete Hütte,

Kuh und die Ziegen als Eigenthum überließe, indem er gewiß für seine Kinder Brots genug haben würde."

„Du hast Recht!" — sagte Belisar schnell, indem er einen Beutel mit Gold hervorzog und ihn der Tabea aufdrang. „Denke nicht mehr an die Heimath, bleibe aber auch nicht in der Hauptstadt, für welche du nicht geschaffen bist und wo du nicht wohl dich befinden würdest, da ländliches Glück dein wahres Element ist. Laß dich in Constantinopels Nähe nieder und harre in stiller Ruhe, bis es an der Zeit sein wird, daß ich dich öffentlich als meine Gattin anerkennen kann."

Hier sah sich Belisar nach seinen Kriegern um und als er bemerkte, daß der ganze Haufe, seiner wartend, stehen geblieben war, winkte er unwillig mit der Hand, daß sie ihren Marsch fortsetzen sollten, was auch sofort geschah.

Ein Freudenschimmer ging jetzt über Tabea's Antlitz auf. „O, mein Belisar!" — sprach sie zärtlich — „so wirst du also bei uns bleiben und nicht in den Krieg ziehen?"

„Bewahre! du irrst!" versetzte Belisar schnell. „Sogleich muß ich meinen Leuten nacheilen und darum dir Lebewohl sagen."

„Was haben dir die Perser zu Leide gethan, daß du sie mit Krieg überziehen willst?" fragte Tabea traurig.

„Mir? nichts!" entgegnete Belisar — „mein Kaiser will, ich soll die Grenzen seines Reiches erweitern, den

Persern Furcht einflößen und für mich selbst Ehr' und Ruhm erringen."

„Liebe ist besser als Furcht," — erwiederte Tabea — „und Tausende unglücklich zu machen, ein böser Ruhm, der dem Christen wohl gar das Himmelreich verschließen dürfte."

Belisar's Gesicht verfinsterte sich. „Leb' wohl" — sprach er kurz und reichte seiner Gattin die Hand, welche diese an ihr bangschlagendes Herz drückte. „Nach dreijähriger, bittrer Trennung" — klagte sie — „soll ich nur wenige Minuten mich deiner freuen dürfen? Sieh diese deine Kinder an: willst du sie als Waisen zurücklassen? Wenn nun der Tod dich in der heißen Schlacht ereilte?"

„Das wissen die Götter!" versetzte Belisar.

„Die Götter?" fragte Tabea betroffen, „Bist du kein Christ mehr, daß du mehrere Götter glaubst?"

„Nicht doch!" sprach Belisar — „man spricht nur so bei Hofe und im Heere.

„Das ist eine schlimme Gewohnheit und ein gar böses Zeichen! — sagte Tabea. „Mein Belisar! um deines leiblichen und ewigen Heils willen beschwöre ich dich! gieb das Kriegshandwerk auf. Werde wieder mein und deinen Kindern! Zieh den kalten Stahlrock aus, unter welchem dein Herz so hart geworden ist, damit es fortan allein deinem Gotte und uns wieder angehöre. Da, nimm dein Gold — es brennt mir in der Hand. Nur um deine frühere Liebe flehe ich dich an."

Belisar, der während dessen seinem Sohne eine goldene Kette um den Hals geworfen hatte, bestieg, ohne ein Wort zu erwiedern, sein ungeduldiges Roß und sprengte mit den kurzen Worten: „Lebt wohl!“ und ohne einmal zurückzusehen, an die Spitze des Heereshaufens dahin.

Tabea blickte zwar ihrem Gatten nach, sah ihn aber nicht, denn ein finsterer Thränenstrom verdunkelte ihre Augen. Der Beutel mit Gold entglitt ihrer zitternden Hand, und sie würde ihn haben liegen lassen in ihrer Trauer, hätte nicht Stephanie das Versehen ihrer Mutter gut gemacht und des Vaters Geschenk an sich genommen.

Unbekümmert um die neugierig sie und ihre Kinder angaffende Menschenmasse wankte Tabea gebeugt von dannen.

Viertes Kapitel.

Die Versuchung.

Sechszehn Monate später, im Jahre 531 kehrte Belisar, nur von zwei gemeinen Kriegsknechten begleitet, nach Constantinopel zurück. Sein Einzug war himmelweit von seinem vorjährigen Auszuge verschieden. Ohne Heer, ohne Musik, ohne glänzendes Gefolge trabte er einsam durch

die Straße daher, wo Niemand ihn jauchzend begrüßte, nur hier und da Einer mit spöttischer Geberde auf den schmucklosen Feldherrn im verhüllenden Mantel deutete. Vor dem Thore des kaiserlichen Palastes stieg dieser vom Pferde und übergab dasselbe seinen Leuten. Kein Dienerschwarm stürzte wie sonst herbei, nach dem Begehren des begünstigten Belisars zu forschen. Als er die Marmorhallen durchschritt, schienen die zahlreichen Höflinge seiner gar nicht zu gewahren. Sie wandelten an ihm vorüber, wie wenn er ihnen gänzlich unbekannt wäre. Belisar, dem diese auffällige Geringschätzung seiner nicht entging, biß sich grimmig in die Lippen und gelobte den elenden Schmeichlern im Herzen die fürchterlichste Rache. In dem Vorzimmer des Kaisers angelangt, sah er sich an dem weiteren Vordringen gehindert.

„Elender! weißt du, wer ich bin?“ fuhr er den Kämmerling heftig an, der sich ihm in den Weg zu stellen wagte.

„O ja,“ — entgegnete jener höhnisch — „ich erinnere mich allgemach deiner, Feldherr Belisar. Schneller wäre dies geschehen, hätte ich dich als Sieger an der Spitze des Heeres wieder gesehen.“

Belisar schoß dem Höfling einen grimmigen Blick zu und sagte dann im befehlenden Tone: „Wo ist der Kaiser?“

„In seinen Zimmern“ — antwortete der Kämmerling — „doch hat er Befehl ertheilt, gegenwärtig Niemand vor ihn zu lassen.“

„Sage ihm, daß es Belisar sei, der ihn zu sprechen begehre“ — gebot Belisar.

Der Kämmerling zuckte die Achseln und rührte sich nicht von der Stelle.

Da packte ihn der Feldherr mit einer Hand bei der Gurgel, hob ihn wie einen Strohwisch hoch in die Höhe und ließ ihn dann plötzlich los, so daß der Höfling beim Herabstürzen fast die Beine auf den Marmorplatten gebrochen hätte. Als auf sein Wehgeschrei Wachen und Diener herbeisprangen, hielt diese Belisars vorgestrecktes Schwert auf. Mit rollenden Augen rief er ihnen zu: „Wer mir nahe kommt, ist des Todes!“

Der Kämmerling hinkte eilig aus dem Zimmer und die Uebrigen standen in stummer Erwartung, wie Mauern regungslos. Jener kehrte nicht wieder und Belisar, der sich vergeblich bemüht hatte, die verschlossene Thüre zu des Kaisers Gemächern zu eröffnen, wollte sich grade entfernen, als aus einem Seitenzimmer eine Frauengestalt leise zu ihm trat und die Worte lispelte: „Feldherr! die Kaiserin, meine gnädigste Gebieterin, wünscht dich zu sprechen.“

Willig folgte Belisar der Zofe nach. Er gelangte durch eine Reihe von Zimmern, die an Pracht, Reichthum und Glanz mit einander wetteiferten, in dasjenige der Kaiserin, welches einem Zaubergarten glich. Palmen-, Orangen-, Granatäpfel- und andere Zierbäume schossen an den goldgrundigen Wänden empor; Myrthen- und Rosengebüsche, weiße und rothe Lilien, bunte, würzig duf-

tende Nelken und tausend andere Blumen knospeten und blüheten in sinnreicher Vertheilung umher und besäumten die Wege, welche in dem künstlichen Garten angelegt waren. Aus einem Marmorbecken erhob sich ein silberheller Strahl wohlriechenden Wassers, in welchem eine goldne Kugel spielend auf und nieder hüpfte, und der dann plätschernd in sein spiegelndes Bette zurückfiel. Von Krystall-Drusen, blitzenden Erdstufen und mannigfachen Seemuscheln zusammengesetzt, wölbte eine geräumige Grotte sich unter einem Dache von üppig rankenden Schlingpflanzen, in welcher die Kaiserin Theodora in halb liegender Stellung auf einer weichen Ruhebank den Eintretenden empfing. Neben und hinter ihr standen oder knieten ihre Dienerinnen, welche, aus den damals bekannten drei Erdtheilen entnommen und in ihre Nationaltracht gekleidet andeuten sollten, daß das morgenländische, römische Kaiserthum über Asien, Afrika und Europa seine Herrschaft erstrecke. Die Afrikanerin, brandschwarz, mit dicken, rosenrothen Lippen, zwischen welchen die weißen Zähne wie Perlenreihen hervorglänzten, wehte der Kaiserin mit einem Pfauwedel sanfte Kühlung zu. Die Asiatin, gelbbräunlich gefärbt, mit rabenschwarzen langen Haarflechten, sengendem Blicke der dunkeln Augen, deren Weiß gegen die olivenfarbige Haut wundersam abstach, hielt ein goldenes Gefäß mit feinen Gewürzen Indiens angefüllt, woraus die Kaiserin zuweilen eine Gabe nahm, um ihre Besuche damit zu beschenken. Auch dem Feldherrn widerfuhr später die Ehre, welche an die jetzige

Gewohnheit, eine Priese Taback zu reichen, erinnert. Europa hatte der Vertreterinnen mehrere. Der Griechin mit ihrem edelgeformten Gesichte konnte man es an ihren ernsttrüben Zügen abmerken, daß nur gezwungen sie eine Dienende geworden sei. Ihre Hände umspannten eine Leier, deren Saiten sie zuweilen leise berührten. Die seltsamste Erscheinung aber war eine Tochter der Barbaren, welche den Norden Europas, Germanien oder Deutschland geheißen, bewohnten und damals fast noch gänzlich unbekannt im Morgenlande waren. Eine blendend weiße Haut, gelbröthliches Haar von dem üppigsten Wuchse, große lichtblaue Augen, vor Allem aber eine auffallende Körperlänge und Stärke zeichneten das Naturkind aus, welches wie ein scheues Rebhuhn stets sich zurückzog und den starren Blick, voll Sehnsucht nach der wilden Heimath, gewöhnlich an den Boden heftete.

Als Belisar sich der Kaiserin näherte, beugte er das Knie in stummer Unterwürfigkeit. Ohne sich zu erheben, reichte ihm Theodora die Rechte und sprach: „Und wenn dich kein Mensch hier in Constantinopel willkommen heißt, Belisar, so thue ich es. Du bist unglücklich gewesen, doch ohne deine Schuld. Ich bedauere, aber achte dich zugleich."

Diese wenigen Worte, aber von einer Kaiserin gesprochen, äußerten auf Belisar die größte Wirkung. Fast hätte er geweint in seiner Aufregung.

„O, meine edle Gebieterin — rief er knieend und mit überströmendem Gefühle — „deine Rede ist der beste

Balsam für mein wundes Herz! Willig und gern will ich mein Blut für dich verspritzen, treu dir sein bis in den Tod. Gott ist mein Zeuge, daß ich nie aufgehört habe, für meinen Kaiser und sein Reich zu sorgen und zu streiten. Du weißt, Theodora, daß ich mit dem mir anvertrauten Heere den viel stärkeren Feind in Persien besiegt habe. War es meine Schuld, wenn in diesem Jahre die Ungeduld meiner Krieger eine Schlacht gegen die Perser, als sie in Syrien eingedrungen waren, um Antiochien zu überfallen, unternahm, deren Verlust ich voraus prophezeite und welche ich deshalb auf's dringlichste widerrieth? Vermochte ich Einzelner gegen den Ungehorsam vieler Tausende zu streiten? Gleichwohl mußte ich für die Rebellen büßen, sah mich von dem Heere zurückberufen, mußte hier für meine Treue gegen den Kaiser den Hohn der übermüthigen Höflinge hinnehmen!"

„Beruhige dich, Belisar!" sprach die Kaiserin besänftigend — „Der Kaiser, mein Gemahl, ist durch neidische Postenträger gegen dich eingenommen worden. Wir Frauen aber sehen in der Regel schärfer als die Männer, welche uns so gern die Leichtgläubigkeit zum Vorwurfe machen. Ich werde meinen ganzen Einfluß auf den Justinian anwenden, dir seine alte Gunst wieder zu verschaffen, und ich hoffe den besten Erfolg, wenn du mich in meinem Streben unterstützen willst."

„Ob ich wolle?" rief Belisar begeistert — „Gebiete über mein Leben und ich will es dir zum Opfer bringen."

„Fern sei es von mir, ein so großes Opfer annehmen

zu wollen" — entgegnete die Kaiserin lächelnd — „Mein Begehren an dich ist von angenehmer Art. Hast du dir schon eine Gattin auserkoren?"

„Ich?" — fragte Belisar bestürzt — „Wie kömmst du, Kaiserin, auf diese Frage?"

„Ihre genügende Beantwortung hängt auf das Genaueste mit meinem Plane zusammen, dein voriges Ansehen wiederherzustellen, ja, wo möglich noch zu steigern. Darum wiederhole ich meine Frage."

„Mein Herz ist noch frei — unvergeben meine Hand" — betheuerte Belisar unter stillem Kampfe. Heraus war die Lüge und ihre Folge unermeßlich!

Eine solche Antwort nur hoffte ich von dir zu erhalten, obschon man mir nach deinem Auszuge im vorigen Jahre hinterbracht hatte, daß damals ein gemeines Weib mit zwei Kindern deiner vor der Stadt gewartet und dich überaus zärtlich begrüßt habe. Wahrscheinlich war es irgend eine Dürftige gewesen, der du im Stillen Wohlthaten hattest zufließen lassen und welche daher bei deinem Scheiden von hier eine größere Gabe aus deiner Hand empfing, da du nicht wissen konntest, ob du sobald oder vielleicht gar nicht wiederkehren würdest."

„Du hast die Wahrheit getroffen in deiner Weisheit, erhabene Herrscherin!" — sprach Belisar schmeichelnd.

„Nun höre meinen Plan" — fuhr die Kaiserin fort. „Du kennst meine Nichte, die schöne, kluge und auch reichbegüterte Antonia, welche sich meines Gatten großer Gunst zu erfreuen hat. Sie ist dir gewogen und könntest

du dich entschließen, sie zum ehelichen Gemahle zu erwählen, so wäre dein Glück auf die Dauer gegründet, der Einfluß deiner Feinde gebrochen und du würdest als des Kaisers Neffe deine Wohnung im Palaste erhalten, was dir in jeder Beziehung nur förderlich sein könnte."

„O Kaiserin" — sprach Belisar mit Feuer — „deine Gnade macht mir das Haupt schwindeln. Womit habe ich so viel Huld verdient?"

„Du willigst also ein?" fragte Theodora.

„Dankbar nehme ich Alles an, was aus deiner großmüthigen Hand kommt" — versetzte Belisar, im Taumel seines vorgemalten Glückes seine Frau und Kinder vergessend.

„Morgen erwarte ich deinen bestimmten Entschluß in dieser Sache zu hören" — sprach die Kaiserin und reichte wieder ihre Hand dem Feldherrn, der dieselbe voll heißer Dankbarkeit drückte und sich dann verabschiedete.

Fünftes Kapitel.

Das gebrochene Herz.

Als Belisar aus den Mauern des kaiserlichen Palastes in die engen Straßen Constantinopels trat, fühlte er plötzlich seine Brust von einer drückenden Last beschwert, deren Ursprung er sich nicht sogleich zu erklären ver-

mochte. Er konnte durchaus nicht mit ungetrübter Freudigkeit an die ihm so eben eröffneten Aussichten seines großen Glückes denken; immer blieb ein bittrer Bodensatz zurück, der, einem Wurme gleich, unaufhörlich an ihm nagte. Es war dies der Wurm, der nie stirbt in der Brust des Bösen — das richtende Gewissen. Als dasselbe nicht abließ, ihm das Bild seiner schuldlosen Gattin und Kinder vor das geistige Auge zu führen, wurde er, wie einst der erste Mörder Kain gethan, trotzig und sprach zu sich selbst: „Bin ich mir nicht selbst der Nächste? Was kümmern mich diejenigen, die nicht mehr für meinen jetzigen Stand passen? Ich habe Tausende getödtet und sollte mich fürchten, ein gemeines Weib von mir zu weisen, welches weder mit mir, noch mit der ich ferner glücklich sein kann?“

Durch solche Gedanken und Selbstgespräche versuchte er den Wurm zu ertödten, doch konnte er ihn blos auf einige Zeit betäuben.

Am andern Tage gab er der Kaiserin die bestimmte Zusage zur beabsichtigten Vermählung mit Antonia und empfing dafür die glänzendsten Versprechungen. Die Anstalten zur baldigen Verbindung wurden eifrigst betrieben und über die schöne, stolze Braut vergaß Belisar der armen Tabea. Da geschah es nach 6 Tagen, daß, als er in seine Wohnung trat, eine ihm nicht willkommene Ueberraschung seiner wartete. Da stand sein Weib Tabea vor ihm, hoch in den Armen den dreijährigen Belisar haltend, der unter kindlichem Lallen eines eingelernten Grußes, ei-

nen schönen Kranz auf des Vaters Haupt setzte, während Stephanie mit Blumengewinden seine Hüften umgab.

„Belisar!“ sprach Tabea unter heißen Freudenthränen — „heute darf ich doch wohl an mein Herz dich drücken, einen Kuß dir geben?“ Und er fühlte sich von ihren Armen liebend umfangen und ihre nasse Wange näherte sich der seinen. Er aber griff ungestüm nach dem Kranze und ihn vom Haupte zerrend, sprach er: „Ha! nur Myrten und Orangen, aber keinen Lorbeer! Weißt du auch von meinem Mißgeschicke als Feldherr? willst mich darum verhöhnen, weil ich besiegt worden bin?“

„Wohl dir und mir, wenn du wirklich besiegt worden bist“ — sprach Tabea, in ihrer Freude Belisars Kaltsinn übersehend — „dann begnügst du dich mit der Myrte und Orange statt des oft blutbefleckten Lorbeers, der, wenn auch nicht verwelkt, doch vergilbt.“

„Also kann nur mein Feind sprechen!“ — rief Belisar zornig.

„Ich deine Feindin?“ — sprach Tabea betrübt. — „Doch, ich vergebe dir die Kränkung, welche nur deine Bitterkeit gegen das dir widerfahrene Unrecht dich aussprechen lassen konnte. Ach, Belisar! Tag für Tag ging ich an's Meer, in welchem ich dich ertrunken wähnte, um deinen Verlust zu beweinen. Wie froh war ich, als die Erzählung des Kriegsmannes von der Verbindung mit Aeneas mich befreite, zu deren endlicher Einwilligung nur der Hinblick auf unsre vaterlosen Kinder mich hatte bewegen können.“

Belisar fühlte hier feurige Kohlen auf sein Haupt ausgeschüttet. Wie ganz anders hatte er gegen die treue Tabea gehandelt!

„Kein Tag ist seit dem Zuge gegen die Perser vergangen“ — fuhr jene fort — „ohne daß wir auf das brünstigste zu Gott um deine Erhaltung und glückliche Heimkehr gebetet hätten.“

Neue Stiche in Belisars Innerm, der nur zuweilen und mit Widerwillen der Seinen gedacht hatte.

„Von deinem reichen Geschenke“ — erzählte Tabea weiter — „habe ich, eine Tagereise von hier, eine kleine ländliche Besitzung erkauft, wo uns nur deine Gegenwart zu unserm völligen Glücke fehlt. O mein Belisar! kehre mit uns dahin zurück! Vertausche das blutige Schwert mit der friedlichen Sichel und lebe in ungetrübter Heiterkeit deine ferneren Tage. Deine Herrscherwürde — hat sie dir doch nur Neid und Verfolgung zugezogen.“

Belisar stand in tiefes Sinnen versunken, welches Tabea schon zu ihrem Gunsten auslegte und darüber die seligste Freude empfand. Allein Belisar hatte nur überlegt, wie er am schnellsten zum Ziele kommen könnte. Jetzt war sein Entschluß gefaßt. Sich zu schwach fühlend, den Waffen der Sanftmuth seiner Gattin auf andere Weise widerstehen zu können, nahm er zur rücksichtslosesten Härte seine Zuflucht. Sein Gesicht nahm den Ausdruck einer vornehmen Eiskälte an, als er mit rauher Stimme jetzt anhob: „Weib! laß dir einmal für allemal gesagt sein, daß ich für dich völlig todt bin, daß unsre

Wege weit aus einander gehen und nie wieder zusammenkommen dürfen — nie! Hast du mich verstanden? Augenblicklich verlässest du diese Stadt, um sie nie wieder zu betreten. Kehre mit deinen Kindern in deine Wohnung zurück und lasse keinen Menschen je ein Wort von unsern einstigen Verhältnissen wissen: Erfüllst du dies: so soll es dein Schaden nicht sein. Im entgegengesetzten Falle — zittre! zittre für dein und deiner Kinder Leben!"

Die letzten Worte sagte Belisar mit wildrollendem Auge.

Einer weißen Marmorsäule gleich hatten sie Tabea gemacht. Ihre erlöschenden Augen blickten Belisar ungläubig an, als zweifle sie, daß es ihr heißgeliebter Gatte sei, der die fürchterlichen Worte spreche. Unter dem Ausdrucke des größten Seelenschmerzes faßte ihre Rechte krampfig nach dem mattschlagenden Herzen, welches die Untreue des Gatten so eben mitten entzwei gebrochen hatte. Als Belisar jetzt mit dröhnenden Schritten sich von der Aermsten entfernte, wendete sich deren geisterbleiches Antlitz — gleich der Sonnenrose der scheidenden Sonne — mechanisch ihm nach — ihre Arme erhoben sich noch einmal — sie senkten sich — sie selbst taumelte unter dem Jammergeschrei ihrer Kinder ohnmächtig gegen die nahe Wand. Dort hoben sie Belisars Diener empor und brachten die halb Bewußtlose nebst deren Kindern aus der Kaiserstadt, worauf man sie ihrem weiteren Schicksale überließ.

Sechstes Kapitel.

Die Blauen und die Grünen.

An einem heiteren Abende des Jahres 532 zogen die Einwohner Constantinopels, festlich angethan, in gar nicht endenden Zügen durch die oft engen und gekrümmten Straßen. Alle suchten und fanden ein und dasselbe Ziel, welches nicht das Gottes=, sonder das Schauspiel=Haus war. Himmelweit von den unseren verschieden, trug dasselbe den Namen Circus, welcher die Form des ungeheuren Gebäudes, so wie auch dessen Zweck andeutete. Denn die Schauspiele bestanden vor Zeiten, außer den üblichen Kämpfen von Menschen und wilden Thieren, hauptsächlich in Wettrennen zu Fuß und Wagen, welche sich in weiten Kreisen bewegten. Schon waren die Sitze der Zuschauer, welche, auf steinernen Gewölben ruhend, in aufsteigender Ordnung angebracht waren, fast sämmtlich gefüllt und immer neu Andrängende begehrten noch Einlaß in das Haus, welches Raum für mehr als hunderttausend Menschen enthielt. Ein ältlicher Mann, der Kleidung nach zu urtheilen, ein Diener, hatte nebst zwei Kindern, einem Mädchen und einem etwas kleineren Knaben, einen recht bequemen Platz in nicht zu großer Höhe

gefunden, von wo aus der ganze Schauplatz und dessen Zuschauer recht gut zu übersehen waren.

Unter zufriedenem Lächeln sich zurecht setzend, sprach jener zu den Kindern: „Wird die Mutter zürnen, wenn sie erfährt, daß ich euch in den Circus geführt habe? Wer weiß, ob und wann euch je wieder eine so schöne Gelegenheit zu Theil wird, die Kaiserstadt und ihre Schauspiele zu sehen. Die Mutter hätte euch sicherlich nicht erlaubt mitzureisen, wäre der fromme Pelissos nicht gewesen, der euch glücklich her und zurückzubringen gelobt hat. Und auch er würde euch die heutige Freude nicht verstattet haben, brächte er diesen Abend in der Stadt und nicht auf dem nächsten Dorfe zu, wo er für die Gläubigen zu sorgen hat."

Der geschwätzige Alte fuhr in dieser Weise fort, den Kindern vorzupredigen, welche jedoch nicht auf ihn hörten, sondern ihre alleinige Aufmerksamkeit auf die Umgebungen richteten.

Jetzt ertönte Posaunenschall, welchen das runde Gebäude vielstimmig wiedergab. Alle Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen. Ein Gleiches thuend, sprach der Diener eifrig zu den Kindern: „Steht auf! der Kaiser kommt!"

Die Kinder rissen ihre Augen weit auf, um den Mann zu schauen, von welchem sie sich die wunderbarsten Vorstellungen machten. Er war zwar prächtig gekleidet, doch lange nicht von dem Ansehen, wie die Kinder sich gedacht hatten. Dagegen zog ein großer, schöner Mann im kriegerischen Schmucke der Kinder ganze Bewunderung

auf sich, der an der Seite einer majestätischen Frau und in dichter Nähe beim Kaiser stand. Als jene ihre Bewunderung laut werden ließen, sprach ihr Begleiter: „das ist der Feldherr Belisar und seine Gattin Antonia, des Kaisers Nichte. Vor wenig Jahren war er bloßer Leibwächter und vorher gar ein Landmann."

„Dasselbe war auch Justinian, der Kaiser" — sprach ein Nachbar — „und darum sieht man ihm das Bäuerische noch immer an. Und seine Frau, die listige Theodora — ist sie etwas Anderes geworden, als eine Schauspielerin im Großen, wie sie es erst im Kleinen war? Sie ist die eigentliche Herrscherin über Kaiser und Reich."

„Wahre deines Mundes, daß er dich nicht um den Hals rede" — rief ein Dritter dem Sprecher zu.

„Wärst du ein Bauer geboren, hättest du es sicher nicht bis zum Kaiser, sondern jedenfalls nur bis zum Ochsentreiber gebracht."

Der Beleidigte wollte eben noch gröblicher ausfallen, als ein sich immer weiter verbreitendes Getöse die Aufmerksamkeit eines Jeden auf den Kampfplatz (arena) unten hinlenkte.

Die große Eingangspforte war geöffnet worden, um einen langen Festzug, bestehend aus vielerlei Zusammensetzungen, einzulassen. Voran schritten die Träger der Adler und Fahnen, gefolgt von Lictoren und höhern Magistratspersonen. Fünf Colosse von schwarzen und weißen Elephanten mit prächtigen, goldgestickten Decken belegt und von ihren Führern regiert, die ihren Sitz auf

dem Nacken der mächtigen Thiere behaupteten, trabten leichten Schrittes hinterdrein. Dann kam ein Haufe Musiker, die einen betäubenden Lärm mit ihren Instrumenten erregten. Von zwei majestätischen Löwen gezogen, fuhr nun ein schön verzierter und mit Pantherdecken belegter Wagen daher, auf welchem eine weiß gekleidete Jungfrau stand, welche, die Augen verbunden, mit Schwert und Wage in der Hand, die Göttin der Gerechtigkeit vorstellte. Ihr nach gingen reihenweis diejenigen Jünglinge, welche die zum Wettrennen bestimmten Pferde führten; dann kamen die Wagen zum Wettfahren, die Fechter, Faustkämpfer, Ringer, Läufer mit nacktem Oberleibe. Von einem Musikhaufen angeführt, naheten sich zuletzt in mannigfachen Sprüngen und Stellungen die Tänzer und Possenreißer. Mit Ausnahme der Göttin der Gerechtigkeit, war der Stoff sämmtlicher Gewänder, Decken und Kleider von blauer Farbe.

Bei dem Eintritt des eben beschriebenen Zuges in die Arena erhob sich auf den Sitzen der Zuschauer ein vielstimmiges Zischen, dem ein fast eben so zahlreiches Händeklatschen folgte und jenes zu übertäuben sich bemühte. Der kaum gestillte Lärm erhob sich jedoch ärger als zuvor, als ein neuer dem vorigen ziemlich gleichender Zug von der andern Seite in die Arena trat. Hier war die herrschende Farbe die grüne, und was dort Elephanten und Löwen, vertraten hier Cameele und Hirsche, daher der letztere Zug dem ersteren allerdings an Erhabenheit etwas nachstand. In seiner Mitte thronte die Glücksgöt-

tin auf dem Wagen, unter ihren Füßen eine goldene Kugel, über sich ein flatterndes breites Band ausgespannt haltend. Nachdem die beiden Züge sich gegenüber aufgestellt und geordnet hatten, begann nach den üblichen Ceremonien das Wettreiten in dem ungeheuren Raume des Circus, dessen Boden mit Sand überstreut war. Je nachdem der Sieger der einen oder der andern Partei angehörte, erfolgte hier Beifall, dort höhnendes Zischen von Seiten der zahllosen Zuschauer, welche hierbei die Anwesenheit des Kaisers und seines Hofstaates nicht im geringsten beachteten.

Bei dem darauf folgenden Wettfahren rannte, absichtlich oder nicht, die Axe eines Grünen so heftig gegen das Wagenrad eines Blauen, daß solches sofort losging und der Wagen des Blauen umstürzte. Während nun die den Blauen feindliche Partei oben auf den Sitzen ein schadenfrohes Händeklatschen erhob, versetzte der Blaue in voller Wuth seinem Gegner einen Dolchstich in die Seite, daß dieser mit überströmendem Blute in seinen Wagen zurücksank. Diese blutige That hatte die augenblickliche Folge, daß sämmtliche Blauen auf die Grünen einstürmten und von diesen ziemlich unsanft empfangen wurden.

Eine unbeschreibliche Verwirrung fand nun statt. Am schlimmsten waren die beiden Göttinnen daran, welche weder ihr Glück, noch die Gerechtigkeit in Schutz nahmen, die sie beide vorstellten. In das Geschrei der Kämpfenden mischte sich das Brüllen der erregten Löwen und Elephanten, das Wiehern der Pferde, das Zischen und

Händeklatschen der Zuschauer, der Ruhebefehl Belisars und seiner Offiziere. Alle hunderttausend Zuschauer waren von ihren Plätzen aufgesprungen und nahmen durch ausdrucksvolle Geberden den lebendigsten Antheil an dem immer weiter um sich greifenden Kampfe unten. Die anwesenden Weiber und Kinder weinten und schrieen, die Männer zankten sich gegenseitig.

„Was lachst du, Hund!" hob des alten Dieners rechter Nachbar zu dessen links sitzendem an, „wenn ein Blauer fällt?" Dies sagend, weihte er dem Lacher einen derben Backenstreich. Der Andere blieb ihm die Wehthat nicht schuldig. Dem Angreifer einen Faustkhieb in's Antlitz versetzend, antwortete er: „Und wie konntest du vorhin zischen, als die Grünen eintraten?" Dieses böse Beispiel fand sogleich auf allen Bänken schnelle Nachahmung. Eine allgemeine Balgerei begann unter den Zuschauern, die darüber die blutigere unten außer Acht ließen. Der alte Diener, unter jedem Arme eins der Kinder in Schutz nehmend, verwünschte seine Neugierde, die ihn in's Theater getrieben, und gelobte der Mutter Gottes mehr als eine Wachskerze zu weihen, wenn sie ihn sammt den Kindern ohne Unfall in die sichere Heimath gelangen ließe. Allmählich lichteten sich die dichten Reihen, indem die Furchtsamen und Parteilosen die Ausgänge des Circus zu gewinnen suchten. Ein Gleiches bewirkte später der Diener mit den beiden Kindern, kam aber recht eigentlich aus dem Regen unter die Traufe. Alle Straßen und Plätze tönten vom heftigen Geschrei wieder.

„Die Blauen heraus!“ hieß es hier.

„Ihr Grünen! zu den Waffen!“ dort.

Aus allen Häusern stürzten nun Kampf- und Mordlustige, nach ihrer Partei eine blaue oder grüne Binde um den Oberarm gewunden. Die zitternden, weinenden Kinder an den Händen, flüchtete der Diener an den Seiten der Häuser hin, stets in Gefahr, ein Opfer des blutigen Zwistes zu werden. Völlig erschöpft langte er in der Herberge an, wo auch später der ehrwürdige Pelissos eintraf und seine Freude über die Gegenwart der seiner Obhut anvertrauten Kinder zu erkennen gab.

Draußen dauerte der Kampf fort, der in eine blutige Metzelei ausartete. Nicht lange währte es, so rückte Belisar mit seinen Kriegern an, welche Blaue und Grüne ohne Unterschied über die Klinge springen ließen. Hierdurch verfeindete sich der Kaiser beide Parteien, welche nun vereint auf dessen Palast anrückten, um den Mord ihrer Brüder blutig zu rächen. Auch wählten sie sofort einen neuen Kaiser, den Hypatius, und trieben den Justinian so in die Enge, daß dessen Leben in Gefahr war. Daher sah sich dieser genöthigt, der einen Partei gute Worte zu geben, um mit ihrer Hülfe die andere zu unterdrücken. Indessen pflanzte sich der Aufruhr durch alle Theile der ungeheuren Stadt fort. Bald loderten ganze Straßen in Flammen auf, indem die Kämpfenden kein Mittel verschmähten. Constantinopel stand in heller Gluth, so daß die Nacht zum Tage wurde und die ruhigen Ein-

wohner zwischen zwei Feuer geriethen, welche ihnen durch Schwert oder Brand den Untergang drohten.

Dem Pelissos blieb am andern Tage keine andere Wahl, als sich mit den Kindern aus der brennenden, von Mördern angefüllten Stadt zu flüchten. Dieselbe aber ungefährdet zu bewerkstelligen, war keine kleine Aufgabe, jedoch mußte sie gelöst werden.

Pelissos, das Bild des gekreuzigten Heilandes in der einen Hand aufrecht tragend, trat, die Kinder an der andern und begleitet von dem zitternden Diener, den gefahrvollen Weg an. Ueber Leichen und rauchende Trümmer führte derselbe. Glücklich hatte sich der kleine Zug durch mehrere Straßen hindurch gewunden, als ihm ein fast unvermeidlicher Untergang drohte. Aus einem schmalen Gäßchen tretend, sahen sie einen großen Haufen Grüner mit bluttriefenden Schwerten und Spießen auf sich zustürzen. Eine schnelle Wendung rückwärts führte sie einem anderen Trosse entgegen, welcher aus kaiserlichen Kriegern und den Blauen zusammengesetzt war, und den Belisar zum Anführer hatte. Dieser hatte ein furchtbares Ansehen. Ueber und über von rauchendem Blute bedeckt, hatten seine Gesichtszüge einen so unheilvollen Ausdruck, daß man sie nicht ohne banges Entsetzen anschauen konnte.

„Belisar!“ stammelten Pelissos bleiche Lippen.

„Belisar!“ murmelte der Diener als treues Echo zitternd nach.

„Belisar,“ sprach das Mädchen zu ihrem Bruder —

„da kommt unser Vater! aber laß es Niemand wissen, sonst werden wir todt gemacht.“

Der Knabe antwortete nichts, sondern bedeckte seine Augen mit der einen freien Hand, um den schrecklichen Vater nicht ansehen zu müssen, der schon mit geschwungener Klinge auf sie zusprengte.

„Blauer oder Grüner?“ rief dieser dem Pelissos entgegen, dessen Crucifix er in seiner Kampfeswuth ohnstreitig für ein Schwert hielt. „Orthodox oder ungläubig?“ fuhr er fort und holte zum fürchterlichen Hiebe auf des Pelissos graues Haupt aus.

„Belisar!“ versetzte der Greis gefaßt, — „weder Blauer noch Grüner, weder orthodox noch ungläubig — ein bloßer Christ steht vor dir, welcher die Religion der Liebe predigt.“

Belisar ließ das erhobene Schwert sinken, blickte dem Greise unruhig in's ergebene Antlitz, und sprach, denselben erkennend, nach einer kurzen Pause: „Pelissos! du hier! Wessen Kinder sind diese?“

„Tabea's, Herr!“ versetzte der Priester.

Etwas betroffen blickte Belisar auf die Kinder, welche sich ängstlich hinter ihrem Beschützer versteckten.

„Und Tabea?“ fuhr jener fort.

„Wird bald Frieden gewonnen haben“ — antwortete Pelissos ernst.

Bei diesem Worte, das doppelsinnig zu nehmen war und auch von Belisars bösem Gewissen also genommen wurde, verfärbte sich dessen Wange.

„Schließt euch an meine Krieger an," gebot er den Flüchtigen, nachdem er ihren Wunsch, die Stadt zu verlassen, erfahren hatte.

Diese gehorchten und wurden auf ihrem weiten Wege noch mehrmals Zeugen der schrecklichsten Metzeleien, doch erreichten sie unbeschädigt das Ende der Stadt, was sie allerdings der Fürsorge Belisars zu danken hatten, welcher, nachdem er seine Schützlinge verlassen, in seinem Mordgeschäfte unermüdlich fortfuhr. Dreißigtausend Menschen aus allen Ständen fanden in dem fünftägigen Aufstande einen blutigen Tod durch das Schwert des Kriegers wie des Nachrichters. Ein großer Theil Constantinopels lag in rauchenden Trümmern, und der erste Anlaß zu all' diesem Unheile war nicht der Vorfall im Circus, sondern der Streit über religiöse Meinungen gewesen, weshalb die Blauen mit den Grünen in Feindschaft gerathen waren. So hatte das Christenthum bereits an seiner ursprünglichen Reinheit verloren.

Siebentes Kapitel.

Der Beruf.

Tabea war lange und lebensgefährlich krank gewesen. Schlimmer als der vermeintliche Tod ihres Gatten hatte sie dessen Untreue betrübt. Glücklicher würde sie sich befunden haben, hätte sie nie wieder etwas von seinem Dasein vernommen. Auf ähnliche Weise wünschen wir uns oft von Gott etwas, was nur unser Unglück sein würde und darum bei dem Allweisen keine Erhörung findet. In ihrem fast zweijährigen Siechthume erkannte Tabea jedoch, daß es noch etwas gebe, was ihr den Verlust des Gatten ersetzen könne — der christliche Gottesglaube! So wie man zur Zeit der Noth am besten den Werth eines treuen Freundes prüfen und erkennen kann: also Tabea den unschätzbaren Werth unsrer heiligen Religion, deren göttlicher Stifter das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen will. Als selbst der Hinblick auf die beiden Kinder den fressenden Gram ihres Herzens nicht zu lindern vermochte, waren es allein die Trostesworte des Heilands, welche sie wieder zum Leben stärkten. Den Blick einer beseligenden Zukunft zulenkend, trübte ihre frohe Hoffnung nur noch

der Gedanke am meisten, daß ihr Gatte durch seine unchristlichen Werke wohl gar seines ewigen Glückes verlustig werden könnte. Desto mehr Freude bereiteten ihr Stephanie und der kleine Belisar, dessen Name jedoch stets ihren Schmerz wieder anregte. Ach, es ist ein über alle Erdengenüsse zu setzendes Glück, gute Kinder zu besitzen und noch mehr als durch die Untreue ihres Gatten würde Tabea gelitten haben, hätten ihre Kinder dem Bösen sich zugeneigt.

In dem Maaße, als die Wunde ihres Herzens vernarbte, erholte sich auch ihr Körper wieder. Eine sanfte, doch darum bleibendere Ruhe ergoß sich über ihr Gemüth und machte sie geschickt, der Erziehung ihrer Kinder alle die Sorgfalt zu widmen, welche dieselbe erforderte. So vergingen Jahre auf Jahre, deren Raum hauptsächlich die Führung der ländlichen Geschäfte ausfüllte. Stephanie, zur züchtigen Jungfrau herangewachsen, wurde die Gattin eines jungen Landmannes, welcher, unermüdlichen Fleiß mit einem frommen Herzen vereinend, die Leitung des ganzen Haushaltes übernahm und dadurch der Tabea ein sorgenfreieres Alter bereitete.

Dem jüngeren Belisar merkte man es sofort an, daß eine sanfte, weibliche Hand ihn erzogen hatte. Der blöde, furchtsame Jüngling ähnelte eher einem Mädchen, welchem schnelle Entschlossenheit, kriegerischer Muth und unbeugsamer Trotz völlig abzugehen pflegen. Er mochte keinem vernunftlosen Geschöpfe wehe thun, geschweige einem ihm gleichgeschaffenen Wesen. Das blutige Bild seines Va-

ters nebst den Greueln des Krieges war mit unvertilgbaren Zügen in seiner Erinnerung geblieben, daher er den heftigsten Abscheu gegen den Stand des Kriegers in sich fühlte. Wie einst Hiob die muthmaßlichen Sünden seiner Kinder durch wiederholte Opfer zu sühnen bemüht war, so Belisar die blutigen Thaten seines Vaters durch eifriges Beten und Fasten.

„Er kommt mir vor wie ein Mönch" — sagte Stephanie von ihrem Bruder, wenn sie ihn, statt bei der Feldarbeit, knieend und betend auf einem einsamen Winkel antraf. Sie hatte nicht Unrecht. Das Mönchthum hatte damals bedeutend schon um sich gegriffen und nur zu gewiß war es, daß Belisar durch das Beispiel verleitet worden war, es den Mönchen nachzuthun, welche für besonders heilig und darum als Gott wohlgefällig geachtet wurden.

Der junge Belisar zählte schon zwanzig Jahre und zog sich, ganz gegen die Gewohnheit seiner Altersgenossen, immer mehr von dem geselligen Leben zurück, was zwar Tabea nicht mißbilligte, was aber von Stephanien und ihrem Gatten oft getadelt wurde.

In dieser Zeit besuchte die sonst glücklich und zufrieden lebende Familie, deren Zahl Stephanie durch die Geburt eines Töchterchens vermehrt hatte, der treue Pelissos, der vom Belisar als ein wahrer Heiliger hochgeschätzt wurde. Der Greis, obschon nahe an neunzig Jahre alt, war noch rüstig zu Fuße, auch schien der Zahn der Zeit seine Gesichtszüge unangetastet zu lassen. Alle lieb-

ten ihn als ihren Vater und jeder beeilte sich, ihm die Begebenheiten des häuslichen Lebens zu erzählen, welche sich während seiner langen Abwesenheit zugetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit beklagte sich Stephanie unverholen über ihren Bruder, daß er immer menschenscheuer werde, von den unschuldigsten Freuden sich entfernt halte, oft weine, immer bete, viel faste, ja sich wohl noch härteren Bußübungen unterziehe.

Pelissos nahm hierauf den Belisar allein vor und befragte ihn um den Grund seines Benehmens. Da gestand dieser mit Offenheit: wie er Gott um der Thaten seines Vaters willen zu versöhnen sich bestrebe.

„Lieber Belisar" — versetzte Pelissos — „deine Absicht ist recht löblich und geziemt sich gar wohl für einen Sohn. Allein glaube mir, daß die Gottheit nicht durch bloße Worte und Kasteiungen sich versöhnen lasse, wenn man im Stande ist, auch Thaten deshalb zu verrichten."

„Wie meinst du das, Vater Pelissos?" fragte Belisar aufmerksam.

„Sieh" versetzte der Greis — „dein Vater raubt durch sein stetes Kriegführen dem Menschen Ruhe und Frieden, Wohlstand und Leben. An dir ist es, das Gegentheil davon zu thun und somit wieder gut zu machen, was dein Vater verdirbt.

„Wie könnte ich dies?" forschte Belisar.

„Ich werde dich es lehren durch Wort und Beispiel" — erwiederte Pelissos. „Voran schicke ich aber die Frage,

ob du das hohe Glück zu schätzen weißt, ein Christ zu sein?"

„Gewiß!" betheuerte der junge Mann, die Hand auf seine Brust legend.

„Nun wohl" — sprach Pelissos — „dann wirst du auch, von Nächstenliebe getrieben, wünschen, daß andere Menschen desselben Glückes theilhaftig werden möchten."

„Dies ist mein heißester Wunsch" — versicherte Belisar.

„So suche denselben auch zu verwirklichen" — rieth der Greis.

„Wie soll ich das anfangen?" forschte Belisar.

„O!" rief Pelissos — „weißt du nicht die Worte der Schrift: Gehet hin in alle Welt, lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes? Thust du dies, so giebst du ihnen den wahren bleibenden Frieden und ein unvergängliches Glück, das sie über alle irdischen Verluste tröstet."

„O mein Vater!" bat Belisar — „lehre mich — mache mich tüchtig zu diesem schönen Berufe."

„Gut, du sollst mein Schüler werden. Dann wollen wir zusammen ausziehen und zwar vorzugsweise dahin, wo deines Vaters blutige Fußtapfen zu finden sind und heilen die Wunden, die sein Schwert geschlagen hat."

Belisars Augen glänzten vor seliger Freude, als er seine Mutter von seinem neuen Berufe in Kenntniß setzte und um ihre Einwilligung dazu bat, welche er auch sofort erhielt, obgleich das mütterliche Herz nur mit Wi-

derstreben an die Trennung von dem geliebten Sohne dachte. Schon der gefaßte Entschluß, Gutes zu wirken, erfüllte den Jüngling mit ungewöhnlicher Heiterkeit. Pelissos, dem man diese Bemerkung mittheilte, versetzte hierauf: „Es soll noch besser mit ihm werden. Laßt ihn nur erst wandern, daß sein dickes Blut in schnellern Umlauf kommt. Dann, und wenn er unter fremde Menschen tritt, wird auch seine unnatürliche Traurigkeit weichen. Weise Thätigkeit ist das beste Mittel gegen Schwärmerei, in welche euer Sohn und Bruder zu verfallen drohte."

Bald waren die beiden Männer, eben so verschieden an Jahren wie an Erfahrung, zur Abreise gerüstet. Ohne das Gelübde eines Mönches abgelegt zu haben, hatten Belisar und sein Lehrer das Kleid eines solchen angelegt. Die Kürbisflasche an der Seite tragend, die langen, gekrümmten Wanderstäbe in der Rechten, nahmen sie Abschied von der weinenden Tabea, Stephanie und deren Kindern. Ihr Reiseziel sollte erst Persien und dann Indien sein, welches damals fast ganz unbekannt war. Von den Segnungen der Zurückbleibenden begleitet, wanderte das Männerpaar mit frommem Muthe fort.

Achtes Kapitel.

Des Kriegers Loos.

Das Leben Tabea's glich einem friedlichen Bächlein, das still durch grünende Wiesen dahin sich schlängelt, dieselben mit seinen Wässern befruchtet, dann an schattenreichen Erlen vorüberfließt, klappernde Mühlen treibt und endlich seinen segenbringenden Lauf in dem großen Strome — der Ewigkeit — schließt, welcher alle Gewässer in sein unermeßliches Bett aufnimmt. Ganz das Gegentheil dieses Bildes war des ältern Belisars stürmisches Leben. Er war wie ein reißender Waldstrom, der schäumend und tobend über Klippen und Abgründe daher donnert, Alles erfaßt, was sich seinem Bereiche nähert, es mit sich fortwirbelt, zerschellt und vernichtet. Staunend und voll Bewunderung zwar, doch mit Schrecken steht der Mensch und schaut aus sicherer Ferne seinem rasenden Laufe zu, bedauernd, daß eine solche Wasserkraft sich nicht zähmen lasse, um Nutzen zu schaffen. Kein Schiff wagt sich auf seinen unruhigen Rücken; nicht fortbewegen, nur zerschmettern würde es die Räder der Mühle. Die Bewohner des Wassers, die glänzenden Fische, sie suchen lieber das kleine Wiesenbächlein auf, als den rauschenden

Bergstrom, dessen tosende Wogen sie gegen das felsichte Ufer schleudern würden. Nicht einmal die sonst so unerschrockenen Wasservögel — Schwan und Taucher, Gans und Ente vertrauen sich seinen Fluthen an. Zwar beschaut der Wandrer das prunkende Grabmal des Eroberers, gelangt er auf seinem Wege in dessen Nähe; doch sind es keine wohlthuenden Gefühle, unter welchen er die aufgeschriebenen, ach stets nur blutigen Thaten des Helden auf dem Marmorblocke lieset; denn die Geister der Erschlagenen umschaaren den Gedenkstein und lassen keine reine Freude aufkommen. Des frommen Gellerts Rasenhügel auf dem Friedhofe zu Leipzig hat gewiß schon fruchtbarere Entschlüsse hervorgerufen, als das Grab des großen Helden Napoleon auf Helena!

Gewohnheit bewirkt, daß der Fleischer mit derselben Gleichgültigkeit dem geduldigen Schaafe den Hals durchschneidet, als er das Haupt des trotzigen Stieres zerschmettert. So der Eroberer, den es ungerührt läßt, wenn sein Pferd über Leichen und um Barmherzigkeit flehende Verwundete hinwegsprengt.

Kaum hatte Belisar mit Hülfe der Blauen die Grünen besiegt, Constantinopel beruhigt, seinem Kaiser Thron und Leben gesichert, so schiffte er schon im nächsten Jahre (533) mit einem Heere nach Nordafrika über, um den Vandalenkönig Gelimer zu bekriegen. In zwei blutigen Schlachten waren dessen Krieger überwunden, die Hauptstadt Karthago erobert und Gelimer aus seinem Reiche vertrieben. Der unglückliche König, welcher hierauf nach

Spanien übergeschifft war, um die Westgothen zu seinem Beistande anzurufen, sah sich genöthigt, unverrichteter Sache nach Afrika zurückzukehren, wo er mit seiner Familie in den brennenden Wüsten dieses Erdtheils umherirren und mit den schrecklichsten Mühseligkeiten kämpfen mußte. Als Belisar den Aermsten durch einen seiner Freunde auffordern ließ, sich ihm zu ergeben und ihm, damit er seinen Triumph-Einzug als Sieger in Constantinopel durch einen gefangenen König verherrlichen könne, deshalb erträgliche Bedingungen anbot, befand sich der entthronte Monarch in einer bejammernswerthen Lage. Es war mit ihm so weit gekommen, daß er mit ansehen mußte, wie sein Sohn aus Hunger mit einem Mohren um ein heißes, in glühender Asche gebackenes, elendes Brot sich stritt. Da übermannte ihn eine schmerzliche Wehmuth, und er antwortete dem Friedensvermittler mit bittern Klagen über sein grausames Schicksal.

„Womit habe ich" — schrieb er seinem Freunde — „den Kaiser Justinian und seinen Feldherrn Belisar beleidigt, daß er mich mit Krieg überzog, mir Reich und Krone raubte, und mich nebst den Meinen dem bittersten Elende preis giebt? Nicht genug, daß Belisar vom Throne herab in den tiefsten Abgrund mich gestürzt hat, verlangt er, mich noch zu seinem Sclaven zu machen, damit ich seinen Triumphzug verherrlichen soll. Beide sind ja auch Menschen, wie ich. Fürchten sie gar nicht, einen ähnlichen Wechsel des Glückes zu erleben? — Sende mir,

theurer Freund, eine Harfe, um damit meinen Gram zerstreuen — einen Schwamm, die von zahllosen Thränen wunden Augen kühlen — ein Brot, den grimmigen Hunger stillen zu können."

Der einst so mächtige König erhielt, um was er gebeten und überlieferte sich hierauf unter bitterm Lachen dem Belisar, welchem er als Besiegter bei dessen Triumph-Einzug in Constantinopel nachfolgen mußte. Sein Reich aber wurde eine Provinz des morgenländischen Kaiserthums.

Nachdem Belisar in Asien und Afrika so glücklich gekriegt hatte, ging er nach Europa zurück und zwar nach Italien, wo die Ostgothen sich festgesetzt hatten. Siegreich drang er bis Rom vor, welches er, wie die übrigen Städte, den Feinden entriß. Allein diese sammelten ein Heer von 150,000 Mann und belagerten ihn, der kaum 800 Soldaten bei sich hatte, in Rom. In diese Zeit fällt nachstehende Erzählung.

Die Straßen und öffentlichen Plätze Roms lagen verödet. Gras wuchs in denselben und Schlingpflanzen wucherten von den platten Dächern der alten Prachtgebäude herab. Die Pinie wölbte zwar ihr immergrünes Nadeldach noch über den niedern Häusern und der tiefblaue italische Himmel lag über derselben; allein die alte

Größe und Herrlichkeit der stolzen Siebenhügelstadt war verschwunden. Die ungeheuren Theater des Pompejus, Marcellus und Cornelius Balbus gaben der sonst zahllosen Menschenmenge Roms keine prunkenden Schauspiele und Thiergefechte mehr. Höchstens dienten sie der kleinen Abtheilung von Belisars Reiterei zu Pferdeställen. Die Tempel, welche noch nicht in christliche Kirchen verwandelt waren, fielen in Trümmer und zeugten von dem Wechsel irdischen Glanzes. Kein buntes, fröhliches Gedränge war in den Straßen zu sehen, kein Jauchzen, kein Gesang, keine Leier zu hören. Abgezehrte, in Lumpen gehüllte Gestalten schlichen zuweilen längs den Häusern hin, in welchen der Mangel, erzeugt durch eine fast ein Jahr lang dauernde Belagerung, seine Wohnung aufgeschlagen hatte.

In einer kleinen Hütte, die nicht weit von dem weltberühmten Capitol gelegen war, saß ein junges, römisches Weib, ihren Säugling im Arme, auf dem bloßen Fußboden. Ihre langen rabenschwarzen Haare umgaben ein Antlitz, welches die Noth und der Gram todtenbleich und mager gemacht hatten. Die dunkeln, nur noch matt glänzenden Augen starrten bewegungslos vor sich hin, indeß das Kind unter dumpfem Wimmern der Mutterbrust den nährenden Lebensquell zu entlocken sich vergeblich mühete. Ihr Mann stand, die geballte Faust an die zusammengebissenen Zähne gedrückt, am Fenster und blickte gedankenvoll hinaus in die Weite, die eben so trostlos sich für ihn zeigte wie die Nähe. Geraume Zeit ver-

harrte das Ehepaar in der beschränkten Stellung. Endlich hob die Frau an: „Toni, bete, bete für mich mit, denn ich kann es nicht — meine Gedanken irren sich — meine Lippen reden irre."

„Und ich will nicht!" versetzte Antonius grimmig. „Gott hört nicht mehr auf uns. Er hat sein Ohr verschlossen vor unsern Bitten und seine Hand von Rom abgezogen."

„Lästere nicht!" sprach die Frau. „Gott hat noch nicht aufhören lassen Sommer und Winter, Saatzeit und Aernte. Fruchtbare Zeiten hat er gegeben und des Sperlings auf dem Dache nicht vergessen. Ist es seine Schuld, wenn die Menschen die Gaben seiner Liebe nicht in die Stadt hereinlassen?"

„Er sollte die Herzen lenken wie die Wasserbäche" — antwortete der Mann — „ihre starren Herzen schmelzen gleich Wachsscheiben in der Mittagssonne."

Ohne ein Wort zu erwiedern, strebte die Frau, ihr Kind mit der Rechten haltend, vom Boden aufzustehen, was ihr nur mit großer Anstrengung gelang. Als sie stand und zu gehen versuchte, taumelte sie matt gegen die Wand.

„Wohin willst du?" fragte sie ihr Mann.

„Ich will sehen, wo unsere Kinder bleiben" — versetzte sie — „will den Reichen der Stadt und den fremden Kriegern mein verhungerndes Töchterlein zeigen, daß sie sich erbarmen des armen Wurmes."

„Vergebliche Mühe!" lachte Antonius. „Ja wohl

ist unser Kind ein Wurm, der unbeachtet und mitleids-los zertreten wird. Bleib!" rief er heftiger. „Ich will gehen und Brot schaffen und sollte es auch mein eigenes Fleisch sein." Er stürzte hinaus.

Nicht weit war Antonius gekommen, als er auf einem Schutt- und Kehrichthaufen eine Menge halbnackter Kinder erblickte, welche suchend in demselben herumwühlten. Plötzlich erhob sich ein großes Geschrei unter ihnen. Eine allgemeine Balgerei begann, welcher das schmerzliche Weinen der Besiegten folgte. In Letzteren erkannte Antonius seine beiden Söhne von 7 und 8 Jahren.

„Was giebt's?" redete er sie an.

„Ach, Vater!" weinte Aurel — „ich hatte sie doch zuerst gesehen und auch schon in meiner Hand. Da haben sie mir die andern Jungen wieder weggerissen und noch obendrein mich tüchtig durchgeprügelt."

„Was hattest du denn gefunden?" forschte Antonius.

„Eine verfaulte Pomeranze" — versetzte Aurel — „die ich mit Dionys theilen wollte."

Die Räuber liefen davon, als Antonius voll Zorn auf sie losging, seine beiden Söhne hingegen warfen sich mit neuem Eifer über den Haufen, irgend etwas Eßbares aufzufinden. Antonius ließ sie daselbst und ging in gleicher Absicht weiter. Um eine Straßenecke biegend, erblickte er vier Krieger, von denen einer ein Körbchen voll duftender Apfelsinen feilhielt — eine Seltenheit, deren Erlangung vielleicht mit vielem Menschenblute von den

Feinden erkauft worden war. Ein Herz sich fassend, trat Antonius herzu und fragte: „Wie theuer das Stück?"

Die Soldaten warfen einen Blick auf des Fragers zerlumpte Kleidung und abgezehrte Gestalt und erwiederten unter rohem Gelächter: „Bevor wir den Kaufpreis dir nennen, ziehe erst deinen Geldbeutel hervor."

Antonius besah seine leere Hand. Plötzlich fiel sein Auge auf ein schmales, gelbes Ringelchen, das er am linken Zeigefinger trug und welches sein Trauring war. Auf denselben deutend sprach er: „Wie viel Apfelsinen gebt ihr für diesen Ring?"

Die Soldaten, trotz einem Goldschmiede den Unwerth des vermeintlichen Goldreifens erkennend, versetzten unter neuem Lachen: „Nicht eine einzige, guter Freund! nicht einmal die Schaale einer einzigen."

Der arme Antonius stand noch, gebeugt über diesen trostlosen Ausspruch, neben dem verführerischen Korbe, aus welchem eine der süßen Früchte gewaltsam zu nehmen, nur die starke Uebermacht seiner Wächter ihn abschreckte, als ein vornehmer Römer herbeieilte. „Ihr Götter!" rief er bei dem lange nicht gehabten Anblick der Apfelsinen — „seh ich recht? Wie theuer haltet ihr eure Waare?"

Die Krieger nannten hierauf für eine Apfelsine einen Preis, welcher vor Zeiten hingereicht hätte, den Antonius nebst seiner Familie wenigstens ein Vierteljahr lang zu ernähren. Der Reiche zahlte die Summe und drückte sogleich seine begehrlichen Zähne in die Frucht, daß

ihm der süße Saft über die Lippen floß. Antonius sah dies unter unbeschreiblichen Gefühlen mit an. Sein trockner hungriger Mund aß mit, ohne etwas zu erhalten. Er fühlte die Wonne des lang entbehrten Genusses und genoß doch nichts. Seine Augen verschlangen die Apfelsine; sein Mund lief ihm voll Wasser; noch ungleich begieriger aber wünschte er seiner armen Frau und dem wimmernden Säugling die herrliche Erquickung.

„Herr!“ bat er mit flehender Geberde den Schmausenden — „schenke mir um Gottes willen nur die Schaale der Apfelsine. Du rettest vielleicht eine verschmachtende Mutter mit ihrem Säugling vom Tode.“

„Freund!“ versetzte unter behaglichem Kauen der Reiche — „deine Bitte ist sehr unverschämter Art. Was man sonst verächtlich von sich warf, ist jetzt dem Golde gleich. Die Apfelsinenschaale thut dem ausgeweiteten Magen immer noch wohler, als gekochtes Leder und Rindenbrot.“ Damit wanderte die Schaale der Apfelsine nach, worauf der Römer für schweres Geld noch drei derselben erkaufte und solche zu sich steckte. Wie bezaubert blieb Antonius stehen, den Blick starr auf die Tasche geheftet, welche die köstliche Beute in sich geborgen hatte. Der Reiche mochte aus diesem Blick nichts Gutes schließen. Schon wollte er einen der Soldaten bitten, ihn gegen eine kleine Belohnung nach seiner Wohnung zurück zu begleiten, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, daß der bewaffnete, nervige Krieger wohl eher ihn zu berauben vermöge als der verhungerte, marklose Bettler. Letztern

auf andere Gedanken zu bringen, sprach er zu demselben, indem er mit der Hand die Straße hinabdeutete, welche man durch allerlei herbeigeschleppte Gegenstände für den etwa eindringenden Feind unzugänglich zu machen beabsichtigte: „Ha! ist es zu verantworten, wenn man mit ruchloser Hand die Kunstwerke Roms vernichtet?" Allerdings bestand die aufgeworfene Schanze aus Säulenstücken, Bildsäulen und kunstreich gearbeiteten Theilen antiker Tempel und Prachtgebäude, welche man in möglichster Nähe abgebrochen und herbeigeschafft hatte. Antonius warf einen gleichgültigen Blick auf die gemißhandelten Kunsterzeugnisse und entgegnete hierauf mit Bitterkeit: „Fühlst du, Herr! mehr Mitleid gegen die todten Gebilde, als gegen die lebenden? Was sind alle heidnischen Gemächte gegen mein armes Weib und meine hungernden Kinder?! Fühlten diese doch eben so wenig als jene!"

Der reiche Römer sah sich von dem begehrlichen Bettler wie von seinem Schatten gefolgt, daher es ihm sehr willkommen war, als ihn das Begegnen eines Bekannten von jenem endlich befreite. Antonius aber schritt voll innern Grimmes weiter. In der Nähe der Tiber traf er einen großen Auflauf von Menschen, von welchen ein Theil sich mit einander herumstritt. Für die Besatzung wurden hier einige Pferde geschlachtet, um deren geringfügigsten Abhub der Kampf stattfand. Antonius sah große Körbe voll Stücke Pferdefleisches bei sich vorübertragen und mechanisch folgten ihnen seine Schritte nach. Auf einem freien Platze in der Nähe fand die Vertheilung

der noch vorhandenen Lebensmittel an die Soldaten und bewaffneten Bürger statt, welche die Stadt vertheidigen halfen. Sogar ein zahlreicher Haufe zusammengekoppelter Hunde bekam seinen Antheil davon. Es geschah dies unter Aufsicht des Feldherrn Belisar selbst, welcher sorgte, daß die Vertheilung eine gleichmäßige war.

Als Antonius die Hunde mit Fleisch betheiligt sah, brach seine verhaltene Wuth los.

„Belisar!“ rief er zornig und laut — „bin ich und die Meinigen weniger als ein Hund? Wer hat dir und deiner Rotte das Recht gegeben, uns langsam verhungern zu lassen? Lieber der Gothen Sklave als dein Knecht! Unglücksgefährten!“ schrie er zu den nachrückenden Armen — „wollet ihr länger noch dulden, daß ein fremder Söldner mit seiner Handvoll Helfershelfer euch beherrschen darf? Habt ihr keine Barmherzigkeit mit euch, mit euren Weibern und Kindern? Wer will uns hindern, dem Feinde draußen die Stadt zu übergeben, um des viel grimmigern in unsern Mauern los zu werden? Laßt uns —“

Hier stockte seine Rede, denn ein Wurfspieß, von Belisar mit sicherer Hand geschleudert, traf ihn grade in das Herz, so daß er unter einigen unverständlichen Lauten seinen Geist aufgab. „Wollt ihr Brot“ — sprach nun Belisar kalt zu dem scheu auseinander fliehenden Volke — „so verdient es wie diese Hunde. Nicht murren — fechten sollt ihr! nicht dem Feinde euch ergeben — besiegen ihn vielmehr. Wer von Uebergabe spricht, ist des Todes.“ Er wendete sich hierauf ab von den Eingeschüch-

terten. Als zwei Soldaten den Leichnam des Antonius bei Seite schafften, sprach einer von ihnen: „Willkommenes Hundefutter!“

Es war Abend geworden. Purpurfarbig schimmerten die Berge am Horizonte; ein warmer Luftton lag über das unermeßliche Rom ausgegossen und von dem azurblauen Firmamente schickte der Abendstern seine goldenen Strahlen herab. Eine feierliche Sabbathsstille umfing die herrlich prangende Natur. Das schreiende Gegenstück davon war der Kriegshaufe, der mit Blut und Wunden bedeckt, doch siegreich und mit Beute beladen, von einem Ausfall gegen die Feinde nach der Stadt zurückkehrte. Ein stürmisches Beifallrufen empfing den Belisar, welcher mit noch nicht tausend Kriegern, doch unter dem Beistande der Einwohner schon beinahe ein Jahr lang die Stadt vertheidigt und durch stets erneuerte Ausfälle den belagernden Gothen viele Tausende getödtet hatte. Niemand gedachte jetzt mehr des armen Antonius und jauchzend nahm man die Versicherung seines Mörders auf, daß ein kaiserliches Heer zur Hülfe herbeieile und schon in den nächsten Tagen der längst gewünschte Ersatz erfolgen werde. Nachdem der Feldherr die dem Feinde abgenommenen Lebensmittel gewissenhaft unter die Streiter hatte vertheilen lassen, stieg er zum Capitol hinauf, wo er von der stolzen Ruine hinab auf die umliegenden Häuser schauete. Nicht gar weit von ihm war eine Hundewache ausgestellt, welche zu errichten ihn der Mangel an Leuten gezwungen hatte. Der Hund, ein starkes Thier mit gelbschmutzigem zottigem

Felle lag an einer ziemlich langen Leine und kauete an einem Stücke Fleisch. Plötzlich tönte aus einem Hause dicht unter seinen Füßen ein Wehgeschrei. Es waren zwei Kinderstimmen, die weinend von ihrer Mutter Brot verlangten. Als die beruhigende Zusprache einer dritten Stimme bei den begehrlichen Kindern fruchtlos sich erwies, rief jene gellend aus: „Da habt ihr euer verschmachtetes Schwesterchen! Nährt euch von ihrem Fleische!"

Diese verzweiflungsvollen Worte, die laut durch die ruhige Luft drangen, bewegten doch Belisars Herz. Zugleich tauchte vor seinem geistigen Auge das Bild des heute von ihm gemordeten Bettlers auf und machte ihn für die Stimme der Menschlichkeit empfänglicher. Er stieg herab von seinem Standpunkte und gedachte, der Mutter mit ihren Kindern einige Nahrungsmittel zukommen zu lassen. Während er diesen Vorsatz auszuführen ging, hatten die still gewordenen Knaben den kauenden Hund auf der Mauer entdeckt und, vom nagenden Hunger gequält, beschlossen, jenem seine Beute abzujagen. Noth macht erfinderisch. Während Dionys geräuschvoll auf den Hund losschritt, näherte sich Aurel demselben von der entgegengesetzten Seite so leise als möglich, wobei er auf Händen und Füßen herankroch. Als nun der Hund, so weit die Leine es ihm erlaubte, auf den Ersteren zulief, bemächtigte sich der Letztere schnell des Fleisches, welches sie im Triumphe heimbrachten. Hier sollte die über das Ableben ihres Säuglinges und das unbegreifliche Außenbleiben ihres Mannes fast vernichtete Mutter die Theilung

veranstalten. Ein Zeterschrei entfloh ihren Lippen, als die Buben ihr eine benagte, menschliche Hand vorhielten, an deren einen Finger sie den bekannten gelben Reif ihres Gatten — den Trauring — schimmern sah. So hatte Antonius wahr gesprochen, als er beim Scheiden versprochen, Brot zu schaffen, und sollte es sein eigenes Fleisch sein.

„Wo habt ihr die Hand gefunden?" kreischte die Frau ihren Söhnen zu. Sie ließ den verschmachteten Säugling, den ihre Arme noch fest umschlossen gehalten hatten, zur Erde gleiten und stürzte, gefolgt von Aurel und Dionys der Mauer zu, wo die Hundewache bei ihrem Erscheinen laut zu bellen anfing. Noch weit lauter aber ließ die Frau den verzweiflungsvollen Ruf: Toni! Toni!" durch die dunkler werdende Luft erschallen, indeß ihr rollendes Auge vergeblich nach dem geliebten Gatten umherforschte. Als Belisar jetzt, gefolgt von einem mit Lebensmitteln beladenen Soldaten, unten an der Mauer des Capitols anlangte, stürzte ein schwerer Gegenstand von der Höhe herab zu seinen Füßen nieder. In den zuckenden Körpern erkannte er nicht ohne Entsetzen ein Weib mit zwei Knaben in den Armen. Es war die Gattin des Antonius, welche sich und ihren Kindern einen schnellen Tod gegeben hatte.

Feurige, thatendurstige Jünglinge! beneidet ihr den Eroberer um solche Lorbeeren, die er sich um seine Schläfe windet? Nicht übertrieben ist das vor eure Augen hier gemalte Bild, die Wirklichkeit überbietet es an Gräßlichkeit noch weit. Ach, des Helden Ruhm wird theuer er-

kauft durch zahllose Leichen jeglichen Alters und Standes, durch verheerte Länder und eingeäscherte Städte und Dörfer. In dem Siegeszuge des Eroberers wandelt einher der hohläugige Hunger, die Zwietracht mit geschwungener Brandfackel, der blutige Mord, die bleiche Pest! — Belisar behauptete die Stadt wirklich, bis die erwartete Verstärkung aus Griechenland anlangte, daher die Ostgothen die so lange fruchtlos geführte Belagerung aufgeben mußten. Er hatte sich durch seine große Tapferkeit die Achtung seiner Feinde in dem Maaße erworben, daß sie ihm die Herrschaft über ihr Volk nebst der königlichen Würde antrugen. Doch Belisars Treue gegen seinen Kaiser konnte durch nichts erschüttert werden. Standhaft schlug er die ihm angebotene Krone aus.

Indeß konnte es nicht fehlen, daß die Griechen, wie einst die israelitischen Weiber von Saul und David sangen: „Justinian hat tausend geschlagen, Belisar aber zehntausend." Und wie beim Saul, also regte sich beim Justinian der Neid, und die Höflinge, solches merkend, bliesen den glimmenden Funken der Eifersucht in dem Herzen des Kaisers zu den hellsten Flammen an.

Sehr oft ist es der Fall, daß die schwer erkämpfte Frucht der Siege eines Eroberers keine bleibende ist. Was Belisar durch die härtesten Entbehrungen und unausgesetzen Kämpfe in Italien mühsam errungen, ging später eben so schnell wieder verloren. Daher wurde ihm aufs Neue aufgetragen, die Ostgothen abermals zu vertreiben, doch bewilligte man ihm hierzu nicht die erforderlichen

Mittel an Geld und Streitern. Als ihm nun, wie voraus zu sehen war, die Aufgabe nicht gelang, fiel er bei dem Kaiser in Ungnade, wurde nach Constantinopel zurückberufen und mit dem schwärzesten Undanke belohnt. Wessen Leben war wohl glücklicher zu preisen — Belisars oder Tabea's? —

Neuntes Kapitel.

Die Rückkehr.

Was giebt es dort zu schauen? Ein Volkshaufe umgiebt eine Art von Säule, welche von über einander gethürmten Steinen gebaut ist. Und oben darauf stehet ein Mann in gar wunderlichem Anputze. Kopf- und Barthaare sind ungeordnet und von so ansehnlicher Länge, daß beide zusammenfließen und kaum ein hageres, arg beschmuztes Antlitz erkennen lassen. Die Nägel der Finger und nackten Zehen gleichen an Länge den Vögelkrallen und die Kleidung, aus einer härenen Kutte bestehend, hängt in Stücken vom Leibe herab oder flattert bei jedem Windstoße in der Luft. Und vor der ekelhaft anzusehenden Gestalt, die keine Spur von dem Ebenbilde Gottes mehr an sich trägt, werfen sich viele andächtig auf die Kniee nieder, und strecken flehend die Arme nach ihr aus. Andere wiederum bemühen sich, mittelst eines Seiles Lebens-

mittel auf den Gipfel der Säule gelangen zu lassen, von welchen der Mensch jedoch nur trockenes Brot und Wasser annimmt. Unter den vielen ab- und zugehenden Menschen befanden sich auch zwei Männer, welche, ihrer Kleidung nach, Mönche und von der Neugierde herbeigelockt worden waren. In die Nähe der Säule angelangt, hörten sie den Mann oben wiederholt den Namen: „Jesus!“ ausrufen und bemerkten, wie er dabei jedesmal sich verneigte.

„Wer ist der Unglückliche? forschte der ältere Mönch — „doch wohl ein Wahnsinniger?“

Der Befragte zog eine zornige Miene und öffnete den Mund, um eine heftige Antwort zu ertheilen. Da gewahrte er noch zu rechter Zeit die Mönchskleidung und den Pilgerstab des Fragers und änderte demnach den Ton.

„Ehrwürdiger Vater“ — sprach er zu dem Greis — „man sieht, daß du weit und lange abwesend warst, weil du nichts von dem heiligen Cyriacus da weißt. Freiwillig hat dieser Heilige Frau und Kinder, Hab und Gut verlassen, um sich dem Märtyrerthum zu weihen. Es geht bereits in's dritte Jahr, daß er die kleine Oberfläche dieser Säule zu seinem Wohnorte erwählt hat, welche ihm nur das Stehen erlaubt. Erst hatte die Säule nur die Hälfte ihrer gegenwärtigen Höhe; sein Verdienst aber zu vergrößern, hat der heilige Mann seinen Standpunkt noch gefährlicher gemacht, wie du da sehen kannst. O welch' eine große Selbstüberwindung gehört dazu, um Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein, ohne Aufhören auf seinen Füßen zu stehen, und weder zu sitzen, noch zu liegen! Und dies ist

nicht das einzige und größte Verdienst des Heiligen. Hörst du ihn ohne Unterlaß den Namen des Gekreuzigten ausrufen? Siehst du, wie er sich dabei jedesmal verneigt? Täglich 6666 Mal wiederholt er dieses verdienstliche Werk. Dabei nimmt er nur Brot und Wasser zu sich, alle kräftige Nahrung und jeden Leckerbissen verschmähend. Der Sonne Gluth bratet — Thau, Regenströme und Hagelschauer durchnässen — die Winterkälte erstarrt seinen hinfälligen Leib — er achtet dessen nicht! Kein Kamm, keine Scheere ordnet ihm Haare, Bart und Nägel — kein Wasser befreit seine Glieder vom Schmuze — keine Nadel näht die Löcher seines Gewandes zusammen. Nur seinem Heilande lebt er, dessen rechter Nachfolger er ist. — Heiliger Cyriacus" — fuhr er, indem er sich, gegen die Säule gewendet, auf die Kniee niederwarf, lautrufend fort: „bitt' für mich armen Sünder!"

„Belisar," sprach der greise Mönch, welcher Velissos war, zu seinem jungen Gefährten — „hast du nicht Lust, ein zweiter Cyriacus zu werden? Du warst" — fuhr er fort, als jener unwillig das Haupt schüttelte — „schon auf dem Wege dahin, und wäre ich nicht mit unsrer Reise dazwischen getreten: gewiß, du hättest dich auf ähnliche Abwege verirrt. Dem Heilande meint der Verblendete dort durch sein Treiben zu dienen? O, wie schlecht kennt er doch dessen heiligen Willen! Das sind die Früchte nicht, an denen er die Seinen erkennen will."

Die Umstehenden, welche zwar nicht den Inhalt, doch den mißbilligenden Ton dieser Worte vernahmen, traten

zusammen, flüsterten zu einander und warfen theils arg-denkliche, theils drohende Blicke auf die beiden Mönche, welche keine Anstalt machten, dem heiligen Cyriacus ihre Verehrung zu bezeigen. Nur das hohe Alter und ehrwürdige Aussehen des Pelissos hielt sie von dem thätlichen Ausbruche ihres Unwillens zurück. Dies gewahrend, sprach Pelissos lächelnd zum Belisar: „Mein Sohn! schneller als wir gedacht hätten, könnten wir zu Märtyrern werden. Wir dürften nur unsere Meinung über den Cyriacus unverhohlen aussprechen, so könnte uns die Ehre des Märtyrerthums zu Theil werden. Gern will ich mein Leben hingeben, wenn ich damit unserm wahren Glauben nützen kann. Da dies hier aber nicht der Fall sein würde, so laß uns die Gefahr vermeiden. Ich mag weder dem Cyriacus eine bloß erheuchelte Verehrung aus Menschenfurcht zollen, noch eine vergebliche Bekehrung dieser bethörten Menschen versuchen."

Während die beiden Mönche ihre Wanderung nach der Heimath Belisars weiter fortsetzten, richtete der Letztere ein aufmerksames Auge auf alle Bäume umher. Dies bemerkte Pelissos bald und sagte daher zufrieden lächelnd: „Recht so, mein Sohn! ich weiß, was deine Gedanken sind."

Am Abend desselben Tages hatten sie Tabea's Wohnort glücklich erreicht. Diese saß grade in der Mitte ihrer Kinder und Enkel beim Abendessen.

„Großmutter!" sprach Stephaniens älteste Tochter Tabea, als sie bemerkte, daß jene gedankenvoll den ernsten

Blick vor sich hinstarren ließ — soll ichs sagen, an was du jetzt denkst? An —"

„Belisar!" rief Stephanie jauchzend, welche, das Gesicht nach der Thür gekehrt, saß und daher den Eintretenden zuerst erblickte.

„Belisar!" lallte die überraschte Mutter nach und lag an des Sohnes Halse freudeweinend. Alle sprangen vom Tische auf und nahmen den ersehnten Ankömmling in gemeinsamen Beschlag.

„Ei sieh doch" — rief Stephanie erfreut — „wie wohl du aussiehst, Belisar! Groß und stark bist du in der Fremde geworden und große Noth kannst du unmöglich erlitten haben. Doch sprich, wie steht's mit der Laune?"

„Die kann nicht besser sein" versetzte an Belisars Stelle der greise Pelissos, dessen man hierdurch erst gewahr wurde. „Ja" fuhr er unter den ihm gewidmeten Liebkosungen fort — „ihr werdet euch verwundern, wie heilsam die Cur des Reisens für ihn gewesen ist."

„Wie ist dir's ergangen, mein Sohn?" fragte Tabea freudig bewegt. „Wo bist du so lange geblieben?"

„Dank meinem Gotte und meinem väterlichen Begleiter" — versetzte Belisar — „es ist mir nur wohl gegangen. Wir sind in Persien und Indien gewesen, haben unter Löwen und Tigern gewandelt, auf Schlangen und Ottern getreten und des Herrn Engel haben uns behütet auf allen unsern Wegen."

„Und die Menschen?" forschte Tabea weiter — „nahmen sie denn das Evangelium freudig an aus euren Händen?"

„Wir machten es“ — erwiederte Belisar — „wie es Christus seinen Jüngern geboten hat. Kamen wir in einen Markt, in ein Dorf oder eine Hütte, so predigten wir den Leuten von dem Reiche Gottes vor. Nahmen sie es willig an, so blieben wir daselbst; wo nicht, so schüttelten wir den Staub von unsern Füßen ab und wanderten weiter. Vergeblich aber war unsere Arbeit nicht, wofür wir den Herrn billig hochgepriesen haben.“

„Belisar“ — hob jetzt die jüngere Tabea an — „du wirst uns doch recht viel von den Löwen, Tigern, Schlangen und Ottern erzählen, auf welche du getreten bist? Hast du denn gar nichts für mich mitgebracht aus dem fremden Lande? Ich bat dich doch gar sehr darum, als du vor zwei Jahren fortgingst.“

„Allerdings, habe ich euch Allen etwas mitgebracht“ — antwortete Belisar munter und langte dabei unter seiner Kutte ein kleines Päckchen hervor, welches die Neugierde der ganzen Familie nicht wenig rege machte. Aller Augen waren forschend auf dasselbe gerichtet, indem es Belisar von seiner schlichten Umhüllung befreite.

„Ah! oh! ei!“ tönte es rings umher voll freudigen Erstaunens, als das kleine, unscheinbare Päckchen drei wundersam glänzende Tücher von verschiedenen Farben hergab.

„Das ist ja Seide! kostbare, unverfälschte Seide!“ sprachen die beiden Frauen mit Kennermienen, indem sie den köstlichen Stoff mit prüfenden Fingern betasteten. „Trägt doch fast allein der Kaiser Seidenzeug, das nicht

mit Wolle oder Leinen vermengt ist" — sprach Seleucon, Stephaniens Gatte — „und diese sind durchaus ächt! Welch ein Werth steckt darin!"

Mit kindlicher Freude theilte nun Belisar seine Gaben aus. Die ältere Tabea erhielt das himmelblaue, die jüngere das gelbe, Stephanie das rosenfarbene Tuch.

„Und ich gehe leer aus" — sprach Seleucon mit verstellter Trauer.

„Nicht doch! entgegnete Belisar — „du bekommst das Beste unter Allem." Damit reichte er seinem Schwager ein Papier, in welchem beim Oeffnen sich etwas vorfand, was mehreren dichten Spinngeweben von ungewöhnlicher, weißer Farbe glich.

Seleucon, sich gefoppt wähnend, machte eine sauersüße Miene über das erhaltene Geschenk und wurde darob von den übrigen tüchtig ausgelacht. Während er das Papier mit den Geweben unentschlüssig in der Hand hielt und kopfschüttelnd betrachtete, hatten Belisar und Pelissos ihre langen Wanderstäbe, welche, wie sichs jetzt auswies, inwendig ausgehöhlt waren, geöffnet und schüttelten daraus den darin verborgen gewesenen Inhalt aus, welcher aus kleinen, weißgrauen Eiern bestand, die ungefähr die Größe eines Hirsekorns hatten.

„Was ist denn das?" hieß es allgemein.

„Diese kleinen Eierchen" — versetzte Belisar — „haben wir nur durch angewandte List und mit wahrer Lebensgefahr einsammeln und aus Indiens Grenzen forttragen können."

„Aber ich sehe noch gar nicht ein“ — sprach Stephanie.

„Hört mich an“ — fiel Pelissos in's Wort. „Es war einmal ein Mensch, der nahm ein Senfkorn, welches das kleinste unter den Saamen ist, und barg es in die Erde und es ward daraus ein Baum, unter welchem alle Thiere des Feldes wohnen und die Vögel ihre Nester aufbauen. Sehet hier das Senfkorn vor euch liegen, das zum fruchtbringenden Baume einst aufwachsen soll, unter welchem Millionen Menschen unsers Vaterlandes wohnen und ihren Unterhalt finden sollen. Ihr schüttelt ungläubig das Haupt — vermeinet, ich fasele. Doch höret weiter. Groß ist unser Gott, der mit den kleinsten Dingen das Größeste hervorbringen kann. Womit sättigt er hauptsächlich die zahllosen Millionen des Menschengeschlechts? durch den Saamen einiger Grasarten, aus welchen wir unser Brot bereiten. Auf dieselbe Weise reicht er Millionen Bewohnern des heißen Erdstrichs einen Bekleidungsstoff, der für sie wärmend und kühlend zugleich ist. Und wer bereitet denselben? Ein kleiner verächtlicher Wurm! Die Seidenraupe! Seht hier das Gespinnste derselben!“ — er hielt die vermeinten Spinnegewebe empor. — „Aus diesen fast unsichtbaren Fäden sind diese Tücher gewoben, welche ihr in den Händen habt und die eure Augen entzücken. Diese kleinen Körner sind die Eier des Seidenwurmes und deshalb die Saamenkörner jenes Baumes, von dessen Größe ich euch vorhin ein Bild gab. Der Feldherr Belisar hat durch seine Kriege mit Persien es dahin gebracht, daß uns keine Seide mehr von dort her zugeführt

wird und wir dieselbe darum fast mit Golde aufwiegen müssen. Unser Belisar hier soll wieder gut machen, was sein Vater verdorben. Wenn der Feldherr Belisar bei seinem Triumphzuge selbst einen König unter seinen Gefangenen vorzuweisen hatte, so wird doch unsers Belisars Triumph ein unweit größerer, segensreicherer sein. Schöner ist's, Wunden zu heilen, als zu schlagen; Länder zu beglücken, als zu verwüsten; Völker zu bereichern, als in Armuth zu stürzen. Zwar wird dein Name, o mein Sohn! nicht mit Bewunderung von allen Lippen genannt werden wie derjenige deines Vaters. Nicht plötzlich, nicht Aufsehen erregend wird der Segen deines Wirkens sein, und der Jahre viele erfordern, um das Verdienstliche desselben erkennen zu lassen. Dein Vater ist ein hellleuchtendes Meteor, welches auf eine kurze Zeit den Horizont im weiten Umkreise in Flammen setzt, dann aber spurlos, und ohne Nutzen gebracht zu haben, wieder verschwindet. Du aber, mein Sohn, ahme der Sonne nach, welche still am Himmel ihren Lauf beschreibt und ohne Geräusch ihre milden Strahlen herabsendet, um auf Erden Leben und Fruchtbarkeit hervorzurufen."

Die Anstrengung der langen Rede hatte Belissos Wangen mit einer lebhaften Röthe gefärbt. Sein Auge blitzte begeistert unter den weißbuschigen Augenbraunen hervor. Die hohe, freie Stirn, deren Seiten einige wenige Locken umringelten, der herabwallende, weiße Bart und die erhobene Rechte, deren stark hervortretende Adern das ehrwürdige Alter des Greises kund machten, gaben ihm

viel eher das Ansehen eines Heiligen, als dem Cyriacus sein unsauberes Aeußeres.

Mit ehrerbietigem Schweigen hatte Alt und Jung ihm zugehört. Jetzt hob Belisar mit gerührter Stimme an: „Mein Vater! fast scheint es aus deiner Rede hervor zu gehen, als sei ich derjenige, welchem das Verdienst zuzuschreiben sei, den Seidenbau in unserm Vaterlande einführen zu wollen. War es nicht allein deine Weisheit, welche —“

„Still, Belisar!“ fiel ihm Pelissos in's Wort — „nur Gott allein gebührt die Ehre, welcher uns Schwache zu Werkzeugen seines väterlichen Willens erhob. Du aber hast die Abwartung der Seidenwürmer und die Kunst, aus den Gespinnsten die Seide herzustellen, viel besser begriffen, als ich mit meinen alterblöden Sinnen. Ueberdies werde ich wohl kaum den Anfang des neuen Erwerbzweiges erleben, wohl nicht einen Faden Seide erblicken, der hier in unserm Vaterlande gewonnen wird. Vielmehr muß ich darauf bedacht sein, gleich dem Seidenwurme, meine Hülle zu spinnen — den Sarg — in welcher ich bis zu dem frohen Zeitpunkt schlummern werde, wo ich dieselbe durchbrechen und mich auf Flügeln der Sehnsucht zum Himmel aufschwingen darf.“

Thränenvollen Auges fiel Belisar hier dem Pelissos um den Hals. „Nein!“ rief er eifrig — „noch lange nicht darfst du von uns scheiden! Erst mußt du das glückliche Gedeihen des Seidenbaues sehen —“

„Ich sehe es bereits“ — sprach Pelissos mit starrem

Blicke in die Ferne. Er nahm das Ansehen eines begeisterten Sehers an. „Ha!“ fuhr er mit weissagender, feierlicher Stimme fort — „ich sehe einen seidenen Silberfaden sich entspinnen aus Belisars Hand und von Constantinopel sich fortspinnen bis in's rauhe Germanien. Er überzieht Gallien, Hispanien und Lusitanien und immer noch nicht ist sein Ende da. Zahllose Landleute pflegen in ihren Hütten des Seidenwurmes und trösten sich mit seinem Gespinnste, wenn Mißwachs ihre Felder heimsucht. Kinder, Frauen, schwache Greise erblickt mein Auge, welchen der kleine Wurm eine leichte Arbeit und doch reichliche Nahrung giebt. Dort sitzen Tausende von Männern an künstlichen Webestühlen, wo das Webeschiffchen die Seidenfäden in ein ganzes vereint. Junge Mädchen setzen mit Hülfe einer kleinen Nadel die schönsten Gebilde aus bunten Seidenfäden zusammen. Nicht allein die Kaiser und Könige kleiden sich in unverfälschte Seide — in der ärmsten Hütte findet sie sich vor. Den Neugebornen in der Taufe, die Braut am Altare — den Todten im Sarge schmückt das seidene Band. O Belisar! kein blutiger Lorbeer umkränzt deine Schläfe — eine Krone aus reinen Silberperlen, von dankbaren Menschen dir geweint, deckt deine Stirn. Hierher, Cyriacus! wenn du willst — “

Hier wankte Pelissos, dessen Körper mehr und mehr eine überwiegende Richtung nach vorn angenommen hatte. Belisar und Seleucon fingen den Fallenden mit ihren Armen auf. Seine Lippen stammelten noch einige unverständliche Laute und noch eine Zeitlang glänzten seine

Augen in ungetrübter Reinheit, bis sie plötzlich erstarrten — und brachen.

Laut schrie Belisar in seinem Schmerze auf, als seine Hände nur noch die erkaltete Leiche seines Lehrers und Wohlthäters umschlossen, den ein schöner Tod zur Seligkeit abgerufen hatte.

Seine letzte Rede wurde von der trauernden Familie als der theure, letzte Wille des Entschlafenen betrachtet und darnach gewissenhaft zu thun beschlossen.

Zehntes Kapitel.

Die Seidenraupe.

Der würdige Pelissos war dem Schooße der Erde übergeben, die ländliche Besitzung Tabea's verkauft worden. Zu letzterem würde sich Tabea durchaus nicht verstanden haben, wenn die beabsichtigte Seidenwürmerzucht außerdem möglich gewesen wäre. Denn das erste Erforderniß dazu — das Vorhandensein hinreichender Maulbeerbäume — ging der Besitzung Tabea's gänzlich ab. Nicht umsonst hatte Belisar auf seiner Rückreise alle Bäume aufmerksam betrachtet. Etwa drei Stunden weit von Constantinopel entfernt, hatte er ein einsam gelegenes, freundliches Thal entdeckt, welches durch seinen Reichthum an Maulbeerbäumen den zu erziehenden Seidenraupen hinlängliche Nahrung verhieß. Dorthin verlegte die Familie Tabea's ihren

Wohnsitz, und bald waren alle in voller Thätigkeit, das Werk des Seidenbaues zu beginnen. Während man die mitgebrachten Eierchen in warmen Mist legte, damit sie durch dessen Wärme ausgebrütet würden, errichteten die beiden Männer, Belisar und Seleucon, in dem geräumigen und luftigen Zimmer ihres Wohnhauses kleine hölzerne Gestelle, auf welchen man mehrfache Horden, von Weidenruthen geflochten, fachweise anbrachte. Auf dieselben legte man die ausgekrochenen Räupchen, welche erst eine bräunliche Farbe hatten, nach mehrmaligen Häutungen aber weiße, kalkartige annahmen. Sie wurden täglich mehrmals mit frischen Maulbeerblättern gefüttert, die Horden stets reinlich gehalten, die größern Raupen von den kleineren geschieden und die Luftzugänge fleißig geöffnet. Während dieser Behandlung der Würmer lud Belisar alle seine Nachbarn in seine Wohnung ein, um ihnen die Zucht der Raupen zu zeigen, damit sie später im Stande wären, sich derselben gleichfalls zu unterziehen, wobei er sich erbot, für das nächste Jahr sie mit Raupeneierchen zu versorgen. Von Vielen wurde das freundliche Anerbieten angenommen und benutzt.

Eines Tages streute die jüngere Tabea den Raupen klein geschnittene Maulbeerblätter vor. Ihr kleiner, etwa siebenjähriger Bruder Elieser, welcher dabei neben ihr stand, fragte sie: „Aber, Tabea! machen denn die häßlichen Würmer da nichts weiter, als nur immer den ganzen Tag essen?“

„Wie du siehst,“ — versetzte Tabea — „theilen sie ihre Zeit ein in Essen und Schlafen.“

„Pfui, die trägen Thiere!“ zankte Eliezer — „nicht einmal spielen mögen sie vor lauter Faulheit, geschweige denn arbeiten. Da muß ich anders daran!“

„Ei!“ lachte Tabea — „du bist auch ein anderer Bursche als die armen Raupen da. Von dir kann man schon eher etwas verlangen. Oder möchtest du etwa lieber mit den Raupen tauschen, um den lieben langen Tag nur essen und schlafen zu dürfen?“

„Du spaßest,“ — antwortete Eliezer — „lieber todt möcht' ich sein, als ein solches Leben führen. Warum aber mögen nur die Seidenwürmer so ungeheuer viel essen? Der Oheim sagte, sie verzehren in einem Tage mehr, als sie schwer wären. Das ist ja eine entsetzliche Eßlust!“

„Darauf weiß ich dir nicht zu antworten“ — entgegnete Tabea — „frage den Oheim, welcher so eben eintritt.“

Als der wißbegierige Eliezer seine Frage dem Oheim Belisar wiederholt hatte, versetzte dieser: „Gott will es also, mein Sohn! die Seidenwürmer essen darum so viel, damit sie den in den Maulbeerblättern enthaltenen Stoff in sich zu Seide verarbeiten und dann aus sich herausspinnen können. Das dazu Untaugliche geben sie später wieder von sich, was du hier auf diesen Blättern liegen sehen kannst. Ihr stetes Essen ist demnach nicht Erholung oder Vergnügen, sondern eine wahre Arbeit, welche ihnen der gütige Schöpfer zu unserm Besten auferlegt hat. Und sieh nur, wie überaus schnell die erst so kleinen Raupen groß gewachsen sind! Wohl hundertmal so lang und dick sind sie geworden, seitdem sie aus ihren Eiern gekrochen

sind. Daher kam es, daß ihnen ihr Kleid — die Haut — wiederholt zu enge wurde und sie dasselbe mehrmals ausziehen mußten, wo denn auch schon wieder ein neues, größeres unter dem geplatzten gewachsen war. Ist das nicht wieder wunderbar? Das Ausziehen ihres Kleides oder das Häuten ist gleichfalls ein schweres Geschäft für die Raupen, nach dessen Beendigung sie eines mehrtägigen Ausruhens von ihrer Arbeit — dem Essen — bedürfen. Ihre Hauptarbeit jedoch beginnt später, worauf sie in einen Schlaf von mehr als zwanzig Tagen verfallen."

Elieser schlief zwar auch gerne, allein länger als 20 Tage hinter einander zu schlafen, war ihm zu arg; jedoch betrachtete er von nun an die Seidenwürmer mit etwas günstigeren Blicken. Nachdem sie sich viermal gehäutet hatten, nahm ihre Eßlust beträchtlich ab, welche gegen 30 Tage gedauert hatte. Als dies Belisar bemerkte, hing er dürres Strauchwerk über den Horden auf. Nach einigen Tagen verließen die Raupen allmälig ihren zeitherigen Wohnsitz, krochen an den Gestellen hinauf, wobei sie einen langen Faden hinter sich ließen, und spannen sich an dem Strauchwerke ein.

Belisar vergaß nicht, die Seinen auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, welche er als das Ziel ihres Strebens bezeichnete.

„Ein neues Wunder geht nun vor euren Augen vor" — sprach er zu den aufhorchenden Kindern. „Ohne Hände und Finger — ohne fremde Beihülfe spinnt jetzt die Seidenraupe binnen zwei bis drei Tagen einen Faden Seide

über die ganze Länge ihres Körpers, welcher an 1000 Ellen lang ist. Aus sich selbst heraus nimmt sie den Stoff dazu. Wie sie aber den Faden über alle Theile ihres Körpers zu weben vermag, ist uns unbegreiflich und für uns Menschen unmöglich, die wir doch ungleich verständiger und geschickter sind, als die unvernünftigen Raupen da."

Die staunenden Kinder strengten ihre Augen an, um das beschriebene Wunder zu ergründen, vermochten es aber nicht. Denn ohne daß man der Raupe eine große Anstrengung oder Beweglichkeit absah, war sie nach wenigen Tagen unter der dichten Hülle unsichtbar geworden. Nachdem alle Raupen sich eingesponnen hatten, wurden die Gespinnste von dem Strauchwerke behutsam abgelöset und mit Ausnahme derer, aus welchen man Schmetterlinge auskriechen lassen wollte, in einen heißen Backofen gebracht, um die in Puppen verwandelten Raupen zu tödten. In mäßigen Zwischenräumen lauschte darauf Belisar an der Oeffnung des Backofens, wobei er das Ohr dicht an denselben brachte. „Hört ihr?" sprach er zu den gleichfalls aufhorchenden Kindern. Diese vernahmen in dem Backofen ein anhaltendes, vieltönendes Rauschen, wie wenn der Herbstwind durch die falben Blätter dahinstreicht.

„Das ist der Todeskampf der Seidenraupen," — sprach Belisar auf die Frage der Kinder.

„Ach, die armen Thiere!" riefen diese bedauernd aus, und die jüngere Tabea setzte hinzu: „Oheim, du bist nicht fromm und gut, weil du die nützlichen Raupen so grausam

verbrennen lässest. Nun mag ich gar nichts von der schönen Seide mehr wissen, wenn man sie auf keine andere Weise erhalten kann."

Belisar nahm diesen Vorwurf geduldig hin, ohne ein Wort zu entgegnen. Als aber Stephanie um die Mittagszeit gebratene Tauben und hart gekochte Eier auf den Tisch brachte, welche sich die Kinder vortrefflich schmecken ließen, hob er ganz trocken an: „Schwester, du bist gar nicht fromm und gut, weil du die unschuldigen Tauben geköpft und in geschmolzener Butter gebraten, auch die armen Hühnereier, in deren jedem ein Junges steckt, in siedendem Wasser hast verbrennen lassen."

Stephanie blickte ihren Bruder verwundert an, ob es wohl sein Ernst sei, was er sage. Tabea und ihr Bruder Eliefer aber wurden feuerroth, denn sie fühlten den Stich und schwiegen ganz beschämt still.

„Glaubt ihr denn" — wendete sich Belisar nun lächelnd zu ihnen — „daß es mir ein Vergnügen macht, die armen Puppen zu verbrennen? Aber ich muß es thun, so gut wie eure Mutter das Federvieh, die Fische, junge Ziegen und Lämmer tödtet, damit wir sie essen können. Auch glaube ich, daß die Todesart des Verbrennens nicht so qualvoll für die Puppen sei, als wenn ein Vögelchen eine dergleichen anhackt und sie halb verstümmelt liegen läßt, so daß sie mehrere Tage lang noch leiden muß."

Die Kinder sahen zwar das Vernünftige dieser Rede ein, mochten aber nie wieder das Rauschen im Backofen mit anhören.

Die Puppen, welche man nicht getödtet hatte, krochen in weiße Schmetterlinge mit dicken Leibern verwandelt, aus dem Gespinnste heraus, indem sie ein Loch durch dasselbe bissen. Sie lebten nur wenige Tage und starben, nachdem die Weibchen eine Menge Eier gelegt hatten, welche für das künftige Frühjahr an einem kühlen Orte aufbewahrt wurden. Die Gespinnste, jetzt Cocons geheißen, wurden abgehaspelt, wobei man acht bis zehn der fast unsichtbaren Fädchen in einen einzigen vereinte und denselben dann aufwickelte.

Unter den zahlreichen Leuten, welche die Seidenzucht in Augenschein zu nehmen kamen, befand sich auch ein Landmann von einigen und funfzig Jahren, welcher der ältern Tabea mehr Aufmerksamkeit zu widmen schien, als den Seidenwürmern. Endlich glaubte er seiner Sache gewiß zu sein.

„Tabea!“ — redete er diese an — „kennst du mich nicht mehr?“

Tabea blickte dem Mann forschend in's gebräunte Antlitz und sprach erschrocken: „Du, Aeneas?“

„Ja wohl!“ versetzte dieser. „Du hast meine Liebe mit Undank vergolten, diese Hand verschmäht, welche dich durch das Leben geleiten wollte.“

„Konnte ich anders“ — erwiederte Tabea, bei welcher die vernarbte Herzwunde wieder zu bluten anfing — „da mein Gatte nicht wirklich todt war?“

„Für dich ist er es aber!“ — sprach Aeneas — „Hat er sich nicht eine andere Gattin erwählt?“

„Dies entbindet mich immer nicht des Schwurs, welchen ich meinem Gatten am Altare geschworen habe“ — sagte Tabea.

„Warum hast du den Treulosen nicht verklagt, der nicht einmal von dir geschieden worden ist?“ — rief Aeneas.

„Die Liebe leidet Alles, die Liebe trägt Alles“ — versetzte Tabea sanft — „sie stellt Alles Gott anheim, der da recht richtet.“

„Er hat auch bereits gerichtet“ — entgegnete Aeneas — „wenn auch nur erst zum Theil. Der treulose Belisar ist vom Heere zurückberufen worden, lebt ohne Einfluß und Geschäfte gegenwärtig in Constantinopel und fängt, statt wie früher Könige, jetzt nur Grillen.“

„Ist dem wirklich so?“ fragte Tabea bestürzt.

„Ganz gewiß!“ rief Aeneas. „Ich weiß es genau, denn ich habe mit dem einstigen Feldherrn ein großes Geschäft abzumachen, weswegen ich auch nach Constantinopel gereist bin, wo mich die Kunde von eurem Seidenbau traf und euch zu besuchen veranlaßte. Man hat mir meinen einzigen Sohn geraubt und unters Heer gesteckt. Ihn mit Güte oder Gewalt zu befreien, ist meine Absicht, wobei mir die Kunde von dem Treubruche Belisars gegen dich gar treffliche Dienste leisten kann.“

„Wie? du wirst doch nicht?“ — rief Tabea erbleichend.

„Warum nicht? Um meines Sohnes willen wage ich Alles und sollte ich auch den großen Belisar beim Kaiser verklagen müssen.“

Vergebens suchte Tabea den Mann auf bessere Gedanken zu bringen. Er beharrte auf seinem Willen und kehrte eilig nach Constantinopel zurück, wo er sofort Belisars Wohnung aufsuchte.

Elftes Kapitel.

Die Vergeltung.

Belisar, der von einem thrazischen Landmanne bis zum ersten Feldherrn sich aufgeschwungen, in drei Erdtheilen gesiegt, Völker unterjocht, Könige gefangen genommen, Königskronen ausgeschlagen hatte — Belisar, im Besitz einer schönen, reichen Gattin, der Anverwandten des Kaisers — war nicht glücklich. Antonia war eitel auf ihre Reize, stolz auf ihre Herkunft und herrschsüchtig im höchsten Grade. Als die Beschwerlichkeiten der langwierigen Feldzüge und das herannahende Alter die Körperschöne Belisars vernichtet, die Eifersucht und der Wankelmuth Justinians ihn seines ganzen Einflusses beraubt hatten, und kaum ein spärlicher Schimmer von seiner einstigen Größe übrig geblieben war, hatte sich seiner Gattin Herz mehr und mehr von ihm entfremdet. Ihre anfängliche Kälte verwandelte sich allmälig in bittern Haß, wenn sie bedachte, wie sie mit ihrer immer noch schönen Gestalt und ihren Reichthümern einen Gemahl bekommen könnte, welcher jung und ungleich mächtiger wäre als Belisar.

Von feilen Schmeichlern in ihrer gar nicht verhehlten Meinung bestärkt, trachtete sie eifrigst, das Band ihrer Ehe zu trennen, welches durch keine lieben Kinder fester verknüpft worden war.

Belisar, obschon bei dem Kaiser in Ungnade gefallen, besaß in dessen Heere noch immer einen großen Anhang, da er dasselbe, mit wenigen Ausnahmen, stets zum Siege geführt hatte. Auch konnte es nicht fehlen, daß noch Manche ungerechter Weise von dem Kaiser zurückgesetzt worden waren, oder dieses wenigstens glaubten. Darum schlossen sie sich desto inniger an den mit Undank belohnten Feldherrn an, dessen Haus ein Sammelplatz aller Unzufriedenen wurde, wenn schon sie nichts weiter unternahmen, als einander ihre Noth zu klagen.

Antonia, Belisars Gattin, aber hatte theils aus eigenem Interesse, theils aus Veranlassung des argwöhnischen Kaisers ein aufmerksames Auge auf alle Besuche ihres Gatten und deren Treiben. Da sie die Schuld ihres Gemahls wünschte, so glaubte sie dieselbe auch überall zu entdecken. In jedem Besuchenden vermuthete sie einen Verschworenen, in jedem leise gesprochenen Worte erkannte sie einen gefährlichen Anschlag; jede nur halb verstandene Aeußerung verdrehte sie zu ihrer bösen Absicht und hinterbrachte in diesem Geiste auch dem Kaiser ihre gemachten Beobachtungen. Viel hätte sie darum gegeben, wenn sie eine recht gewichtige Schuld auf das Haupt ihres Mannes hätte laden können. Die Gelegenheit dazu fand sich bald.

Eines Tages begehrte ein schlicht gekleideter Landmann den Feldherrn zu sprechen. Antonia, welche sofort in ihm einen verkleideten Kundschafter oder Verschwornen vermuthete, begab sich eiligst in ein Nebengemach des Zimmers ihres Gatten und legte lauschend ihr Ohr an die Thür.

Belisar, durch den Kaltsinn und die täglich deutlicher an den Tag gelegte Falschheit seiner Gattin immer übel gelaunt, empfing den eintretenden Aeneas, welcher der angemeldete Landmann war, mit den barschen Worten: „Was willst du, Kerl, von mir?“

„Feldherr!“ antwortete Aeneas muthig — „man hat meinen einzigen Sohn unter das Heer gesteckt und ich bitte dich, ihn mir wieder zurück zu geben.“

„Weißt du nicht“ — lachte Belisar bitter — „daß ich über das Heer nicht mehr zu gebieten habe?“

„Ich weiß es“ — versetzte Aeneas — „doch hast du noch mächtige Freunde im Heer, welche auf deine Fürsprache wohl einem gemeinen Krieger die Freiheit auswirken können.“

„Das werde ich bleiben lassen“ — sprach Belisar. „Ich bin auch gewaltsamer Weise unters Heer gekommen und habe darin mein Glück gemacht.“

„Dein Glück? wirklich?“ entgegnete Aeneas etwas spöttisch. „Ich sollte meinen, du wärest als Landmann einst glücklicher gewesen im Besitze eines guten Weibes und zweier Kinder.“

Antonia horchte hier hoch auf.

„Wie?“ hörte sie Belisar entgegnen—„du wagst—du.“

„Gieb mir meinen Sohn zurück“ — versetzte Aeneas — „oder ich wage noch weit mehr. Stelle dich nicht so fremd, o Feldherr! Ich kenne deine einstige Gattin, weiß, daß sie noch lebt und wo sie lebt. Soll ich dir den Namen Tabea und Stephanie in's Gedächtniß zurückrufen? dem Kaiser meine Erfahrungen mittheilen?“

Die erstaunte Antonia vernahm hier ein heftiges Poltern in dem Zimmer ihres Gatten, welches von der schweren, silbernen Trinkschaale herrührte, die der erboste Belisar nach dem vorlauten Aeneas geschleudert hatte. Dieser flüchtete, als er den Feldherrn braunroth vor Zorn und mit gezücktem Dolche auf sich zukommen sah, eiligst aus dem Zimmer. Bevor er aber noch das Haus verlassen konnte, sah er sich von Antonia eingeholt und bei dem Arme gefaßt, wobei sie ihn mit freundlich dringenden Worten einlud, in ihr Zimmer zu kommen. Als dies geschehen war, sprach Antonia schmeichelnd: „Du sollst deinen Sohn wieder haben und noch ein reiches Geschenk von mir obenein, wenn du meine Fragen aufrichtig beantwortest. Also, Belisar hat schon eine Frau gehabt, welche noch lebt?“

„Ja!“ versetzte Aeneas in seiner zornigen Aufregung über die so eben von Belisar erlittene Behandlung: „Er hat auch noch Kinder und Kindeskinder.“

„Wo leben und wie heißen sie?“ forschte Antonia.

„Kaum drei Stunden von hier. Die Frau heißt Tabea und ihre Kinder Stephanie und Belisar.“

„Bist du deiner Sache auch gewiß?"

„Ei freilich! Ich kenne die Familie schon lange und gedachte Tabea zu heirathen, als man ihren verschwundenen Belisar für todt hielt."

„Kann ich, ohne Aufsehen zu erregen, die Familie sehen und willst du mich zu ihr geleiten?"

„Nichts leichter, als dies. Der junge Belisar ist einer der Mönche, welche den Seidenbau aus Indien in unser Land zu verpflanzen beabsichtigen und hat darum alle Umwohner eingeladen seine Versuche mit anzusehen."

Sogleich ließ Antonia ihren Wagen anspannen und fuhr in Begleitung des Aeneas hinaus nach Tabea's Wohnsitz, ließ aber kurz vor demselben den Aeneas absteigen, damit Tabea nicht die Sache errathen möge.

Antonia, welche von der einsam lebenden Familie nicht gekannt war, gab gegen dieselbe vor, des Seidenbaues wegen gekommen zu sein, ließ sich dessen Verfahren zeigen und beschreiben und lobte höchlich Belisars Verdienst um das Vaterland, das er sich durch die Einbringung der Seidenwürmer erworben hatte. Zugleich versprach sie, den Kaiser auf das wichtige Unternehmen aufmerksam zu machen und dem Beförderer desselben eine große Belohnung auszuwirken.

Das Letztere wurde von der ganzen Familie entschieden abgelehnt und nur, um der Einführung des Seidenbaues eine schnellere Verbreitung zu verschaffen, das erste Versprechen dankbar aufgenommen.

Nachdem Antonia sich die gewünschte Auskunft ver-

schafft hatte, schickte sie sich zur Heimkehr an. Als sie von der ältern Tabea Abschied nahm, sah sie derselben lächelnd in's sanfte Angesicht und sprach: „Wie ist's, Tabea! hast du deines einstigen Gatten, des Feldherrn Belisars, noch immer nicht vergessen?“

Diese Frage, welche wie ein Donnerschlag aus blauem Himmel herabfiel, machte Tabea's Antlitz schneeweiß erbleichen. Ihre zitternden Lippen vermochten keine Sylbe hervorzustammeln — mit erlöschendem Auge starrte sie Antonia an, welche noch einen triumphirenden Blick voll teuflischer Schadenfreude auf sie schoß und dann in ihren Wagen eilte.

In der nächsten Stunde war Belisar, ihr Gatte, gefangen gesetzt.

„Was habe ich verbrochen?“ fragte er seine Richter im ersten Verhöre.

„Den Kaiser Justinian entthronen und ermorden wollen“ — war die Antwort.

Belisar lachte bitter. „Eine schändliche Lüge“ — sprach er — „die ihr nimmer mir beweisen könnt. Habe ich sonst noch eine Missethat verübt? — Vielleicht die Feinde des Vaterlandes besiegt? — des Kaisers Thron und Leben gegen die Grünen geschützt? — in allen drei Erdtheilen neue Provinzen ihm erobert? — eine Königskrone ausgeschlagen?“ Er blickte die Richter stolz an.

„Du hast Vielweiberei getrieben‘ — hieß es — „indem du deiner dir angetrauten Gattin Tabea die Treue

gebrochen und, ohne von ihr durch die Kirche geschieden zu sein, eine zweite Frau geehlicht hast."

Im Nu verschwunden war Belisars stolzes Selbstbewußtsein. Das kühne Auge erlosch — die hehre Gestalt sank zusammen. Sein Haupt verhüllend, seufzte er laut: „Tabea! Tabea! — O Gott, du bist gerecht!"

Ohne zu murren ließ er sich in das Gefängniß zurückbringen.

Niemand würde es gewagt haben, den Belisar, als er noch auf dem Gipfel seines Glückes stand, wegen des Treubruchs gegen Tabea und seiner zweiten Vermählung mit Antonia anzuklagen. Und selbst Antonia würde um Tabea's willen, hätte sie deren Verhältniß zu Belisar früher gekannt, nicht die Verbindung mit demselben zurückgewiesen haben. Jetzt aber war ihr Belisars Vergehen höchst willkommen, denn es befreite sie von dem verhaßten Ehegatten. Die Scheidung von ihm erfolgte auf Antonia's Betrieb schon in den nächsten Tagen und machte ihn, da jene Belisars ganze Habe für ihr Eigenthum erklärte und in Beschlag nahm, zum ärmsten Bettler.

Aeneas erhielt wirklich seinen Sohn zurück und von der erfreuten Antonia noch ein reiches Geldgeschenk dazu. Er mochte sich den Triumpf nicht versagen, Tabea zur Zeugin des glücklichen Erfolgs seiner Handlung zu machen, und scheute auf seiner Heimreise darum den kleinen Umweg über Tabea's Wohnsitz nicht.

„Tabea!" sprach er, vor sie hintretend — „ich habe dich gerächt. Der treulose Belisar sitzt im Kerker, ist von

seiner reichen Gattin geschieden und sieht seinem Strafurtheile entgegen. Ich habe meinen Sohn wieder und das Reisegeld zehnfach ersetzt erhalten. Lebe wohl!" Stumm schaute die erschrockene Tabea dem einstigen Bräutigam nach, dessen Rede sie mit großer Bitterkeit gegen ihn erfüllte.

Seitdem Belisar Tabea verstoßen hatte, war diese nie wieder nach Constantinopel gekommen. Als sie aber vom Aeneas gehört hatte, daß ihr Gatte im Gefängniß sitze und von Antonia geschieden worden sei, machte sie sich sofort auf den Weg nach der Hauptstadt, wobei sie sich von der elfjährigen Tabea begleiten ließ. Hier angelangt, erforschte sie den Ort, wo ihr Gatte gefangen saß. Unter unbeschreiblichen Empfindungen näherte sie sich demselben, nachdem sie ihr Antlitz großentheils durch ein Kopftuch verhüllt hatte.

„O sieh doch, Großmutter!" hob ihre Enkelin an und deutete auf das Gefängnißgebäude — „die kleinen Fenster da hoch oben mit den dicken Eisenstangen davor. Darin möcht' ich gleich gar nicht wohnen. Ach, jetzt zeigt sich ein alter Mann mit einem großen weißen Barte, bald wie der selige Belissos, hinter dem einen Gitter. Schau! er läßt einen alten Beutel an einem langen Faden herab."

Tabea vermochte kein Wort zu erwiedern. Auch ihre Enkelin schwieg plötzlich, denn eine tiefdröhnende Stimme sprach hinter den Eisenstäben die Worte hervor: „Gebet dem Belisar, den die Tugend erhoben und der Neid unterdrückt hat, einen Obolus."

Heiliger Gott, so weit war es mit Belisar gekommen, so tief er gesunken, daß er die Vorübergehenden um ein Almosen anflehen mußte! Er, vor welchem einst Könige sich demüthigten, Völker zitterten, Länder sich ergaben!

Tabea's bebende Hand konnte kaum die Tasche finden aus welcher sie ihr ganzes Geld nahm und in den Beutel steckte. Heiße Jammerthränen entstürzten dabei ihren Augen, so daß ihre Enkelin sie betroffen ansah und lieber selbst mitgeweint hätte. Einen unbeschreiblichen Eindruck machte es auf ihr Herz, als sie den Belisar, nachdem er die reiche Gabe hinaufgezogen und untersucht hatte, seinen Dank in ergreifenden Worten stammeln hörte. Noch eine geraume Zeit blieb sie unter dem Fenster stehen, bis sie die zunehmende Menge neugieriger Gaffer von dem Gefängnißgebäude forttrieb.

Antonia hatte Wort gehalten und gegen den Kaiser Justinian das Verdienst Tabea's und der Ihrigen um den Seidenbau gerühmt. Der Kaiser kam in ihrer Begleitung, den Seidenbau zu besehen, wobei er seine Zufriedenheit über das nützliche Unternehmen aussprach und der Tabea erlaubte, dafür zur Belohnung sich bei ihm eine Gnade auszubitten.

Da sank Tabea zu des Kaisers Füßen und dessen Kniee mit beiden Händen umfassend, flehte sie: „Laß, o großer Kaiser! deinen Feldherrn Belisar frei!“

„Wie?“ rief Antonia, deren freundliches Gesicht gar plötzlich einen finsteren Ausdruck annahm — „Unbeson-

nene! du kannst für Belisar bitten, der dich so bitter gekränkt hat?"

„Segnet, die euch fluchen" — versetzte Tabea sanft — „thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen. Also gebietet unser Herr und Heiland Jesus Christus."

„Du weißt nicht, was du bittest" — sprach der Kaiser mit strengem Tone.

„O Herr!" antwortete Tabea bittend — „sollte der, welcher einst deinen Thron so standhaft beschirmte, dich von demselben herabstoßen — der dein Leben gegen die Grünen mit Gefahr seines eigenen erhielt, dir dasselbe rauben wollen? Sollte Belisar als Greis nach einer Krone streben, die er als kräftiger Mann von sich wies? Darum, o Herr! schenke ihm, wenn auch nicht deine Gnade, doch wenigstens die Freiheit wieder."

Der Kaiser sah die Bittende mit ungewissem Blicke an. „Ich werde sehen" sprach er dann — „ob die Erhörung deiner Bitte mit meiner und des Reiches Sicherheit sich vertrage."

Antonia hingegen sagte giftig: „Siehe zu, Tabea, daß dich deine Bitte nicht später gereue."

Sichtlich verstimmt — denn sie war von einem ganz gemeinen Weibe an Edelmuth weit übertroffen worden — stieg sie mit dem Kaiser in den Wagen. Auf der Heimreise sprach sie zu Justinian, der gedankenvoll und wortkarg an ihrer Seite saß: „Wenn du dich von dem Flennen des Weibes bewegen lässest, den Verräther frei

zu sprechen, so mache ihn wenigstens zuvor unfähig, dir und mir schaden zu können."

Tabea war von den Ereignissen, welche jetzt die gewohnte Ruhe ihres stillen Lebens unterbrochen hatten, so angegriffen worden, daß sie einige Wochen kränkelte und darum das Haus hüten mußte. Ihre Genesung nicht zu hindern, unterließen die Ihrigen wohlbedächtig, ihr irgend eine schlimme Kunde vom Belisar zu hinterbringen, sondern begnügten sich, sie durch die Nachricht seiner Freilassung zu erfreun.

Wirklich war diese auf Tabea's Fürsprache erfolgt. Als man ihm seine Freiheit verkündigte, setzten die Ueberbringer derselben hinzu, wie sie zugleich vom Kaiser den Auftrag erhalten hätten, ihn für mögliche, neue Verschwörungen gegen Kaiser und Reich unfähig zu machen.

Dieses sagend, warfen sie sich über den Unglücklichen her, welcher unter ihren grausamen Händen ein zweimaliges, schmerzliches Stöhnen hören ließ und dann mit bluttriefendem Antlitze aus dem Gefängnisse wankte.

Dreizehntes Kapitel.

Großvater und Enkel.

Als Tabea sich wieder besser fühlte, rief sie eines Tages ihre Enkelin herbei und sagte zu derselben: „Tabea, wann wirst du wieder Seide nach der Stadt tragen?"

„Ich kann heute gehen, liebe Großmutter“ — versetzte diese — „wenn du etwas mitzubringen hast.“

„Das nicht“ — entgegnete Tabea — „ich wollte nur, daß du dich erkundigtest bei dem Kaufmanne, der uns die Seide abnimmt, oder sonst bei irgend Jemandem, was aus dem einstigen Feldherrn Belisar geworden ist. Er ist derselbe, wie du dich erinnern wirst, welcher den Beutel aus dem Gefängnisse herabließ und uns um eine Gabe ansprach. Deine Eltern und auch dein Oheim behaupten, nichts weiter von ihm zu wissen, als daß er frei gelassen worden ist. Ich muß dir nur sagen“ — fuhr Tabea stockend fort — „daß dich der Mann sehr viel angeht. Er ist nämlich — jetzt darf ich dir's anvertrauen — dein Großvater.“

„Du und die Mutter haben mir ja immer gesagt, daß mein Großvater todt sei“ — versetzte die jüngere Tabea.

„Er war todt“ — antwortete Tabea unter einem leisen Seufzer — „doch nun lebt er wieder.“

„Wie ist dies denn möglich?“ fragte das Mädchen. Hast du mich doch gelehrt, daß nur Christus die Todten auferwecken könne und diese erst am jüngsten Tage auferstehen würden.“

„Er war nur für uns todt“ — sprach Tabea traurig — „jetzt aber, da er wahrscheinlich arm und verlassen ist, müssen wir uns seiner liebevoll annehmen. Du weißt ja die Schrift, die da spricht: Brich dem Hungrigen dein Brot und die, so im Elende sind, führe in's Haus.“

„Ich will es thun" — antwortete das Kind innig.

„Und findest du deinen Großvater auf, so reiche ihm diese Gabe" — sie legte mehrere Geldstücke in Tabea's hingehaltene Hand. „Du brauchst ihm jedoch nicht ausdrücklich zu sagen, daß du seine Enkelin bist und — ich seine Gattin. Du wirst schon handeln, wie es die Liebe und Klugheit gebieten."

Das Mädchen machte sich auf den Weg, wobei Tabea versprach, ihr ein Stück auf dem Heimwege entgegen kommen zu wollen.

Der Tag war schön, aber heiß.

Durch die Straßen Constantinopels zog, von einem Knaben geleitet, ein alter Kriegsmann in gar ärmlicher Kleidung einher. Der kahle Scheitel seines Hauptes war von einigen Silberlocken umkränzt und verlieh dem tiefgefurchten Antlitze ein ehrwürdiges Ansehen. Hierzu trug die aufrechte Haltung der hohen Körpergestalt nicht wenig bei, doch war deren Gang unsicher und langsam. Obgleich der Sonne Strahlen senkrecht und brennend herabfielen, war doch des Kriegers Haupt unbedeckt, dessen alten Helm der jugendliche Führer unterm Arme trug.

Die Erscheinung des Mannes mußte schon bekannt genug sein, denn nur zuweilen blieben einige Vorübergehende stehen, um ihn zu betrachten oder ihm kopfschüttelnd nachzublicken.

Bald erkannte man die Ursache, weshalb der Helm des Kriegers nicht von dessen Haupte, sondern von seinem Begleiter, einem Knaben von etwa vierzehn Jahren getra-

gen wurde. Letzerer wiederholte nämlich von Zeit zu Zeit die mit gleichbleibender Betonung ausgesprochenen Worte: „Belisar, der tapfere Feldherr, fleht zu euch um eine Gabe."

Meistentheils waren es Kinder und mitleidige Frauen, welche dem Bittenden einen Obolus (eine kleine Scheidemünze) in den wiederklingenden Helm warfen. Als aber der Name „Belisar" die Ohren eines sonnenverbrannten Mannes von fremdartigem Aeußeren berührte, stutzte derselbe, blieb stehen und rief, mit großem Erschrecken die Hände zusammenschlagend hastig aus: „Mächtige Götter! sehen meine Augen recht? Belisar, der große Belisar steht als Bettler vor mir?!"

„So ist's!" versetzte dieser fest.

„Sieh mich an, Belisar!" fuhr jener fort. „Erkennst du, wer ich bin?"

„Du spottest meiner" — erwiederte der Feldherr. „Ich kann nicht sehen." Er öffnete hierbei die Augenlieder, welche er vor den Sonnenstrahlen geschlossen gehalten hatte. Mit Entsetzen schaute der Fremdling in zwei leere, blutige Augenhöhlen.

„O ihr Götter!" schrie dieser erschrocken — „was erblicken meine Augen!"

„Einen Unglücklicheren als du bist" — sprach Belisar — „denn du hast noch Augen, wie ich von dir höre."

„Du hast Recht" — sprach der Fremde, tief ergriffen. „Zwar habe ich Alles verloren, was ich einst besaß — Vaterland, Freiheit, Reich und Krone und das allein durch dich."

„Dann bist du Gelimer!“ antwortete Belisar und seine Stimme bebte leise.

„Ich bin's!“ bestätigte derselbe.

„Begehrtest du nicht einst einen Schwamm, deine vom Weinen erhitzten Augen zu kühlen?“ forschte Belisar.

„Ja wohl that ich dies, als du mich in's Elend gejagt hattest“ — erwiederte Gelimer.

„O du Glücklicher!“ sprach Belisar schmerzlich — „du hattest ja noch Augen, dein Elend zu beweinen! Welche Wollust! Ha! ich kann — ich darf nicht weinen! Und wenn auch meine Augenhöhlen eine Thräne mit Mühe zusammenbringen: zu glühendem Erze wird sie in den wunden Augenhöhlen. Gelimer! ich nahm dir viel — ich gestehe es — aber Justinian mir noch weit mehr. Alle Reiche, Kronen und Schätze der Welt wiegen die beiden kleinen Kugeln nicht auf, womit der gütige Gott uns begnadigte. Die verächtliche, im Staube hinkriechende Schnecke beneide ich, denn sie trägt doch Augen an der Spitze ihrer Fühlfäden.“

„O ihr Götter!“ betete jetzt Gelimer aus der Fülle seines Herzens — „nun erst erkenne ich, welch' einen Reichthum ihr mir gelassen habt. Dank euch, daß ich einem noch weit Aermeren, als ich, eine Gabe zu reichen im Stande bin.“ Er warf hier ein Goldstück in den Helm. „Nie sollt ihr mich wieder klagen hören. Belisar!“ fuhr er fort, ihm die Rechte drückend — „versöhnt scheide ich von dir. Lebe wohl, wenn du dies kannst.“

Belisar hatte seine Augenlieder wieder geschlossen.

Seinen Wanderstab behutsam weiter setzend, murmelte er einige Dankesworte dem einstigen Könige nach, dann fragte er seinen Führer: „Was gab Gelimer?“

„Ein Goldstück!“ antwortete der Knabe.

„Was steht darauf geschrieben? Kannst du lesen?“

Der Bursche, welcher das Goldstück bereits in die Hand genommen, buchstabirte mit einiger Mühe die Umschrift heraus: „Belisarius, gloria Romanorum.“ (Belisar, der Römer Ruhm). Des Feldherrn Augenlieder zuckten krampfhaft. Einen Seufzer unterdrückend, sprach er mit Bitterkeit: „Nicht der Römer Ruhm — der Römer Schande muß es heißen.“

Der Bursche hatte das Goldstück in seine Tasche gesteckt und geleitete den Belisar weiter. Gegen zwei Uhr Nachmittags hob Letzterer zu se inem Führeran: „Irissus! führe mich heim in meine Hütte. Genug hab' ich für heute und einige Tage durch Gelimers Geschenk eingesammelt. Meine Seele se;nt sich nach Ruhe.“

„Die meine auch“ — versetzte der Knabe verdrießlich — „aber der Weg zur Hütte ist weit und jetzt brennt die Sonne just am heißesten. Laß uns lieber unter jene Halle flüchten und dort ausruhen, bis die Hitze vorüber ist. Vielleicht reicht man uns auch ungebeten der Gaben einige noch dazu.

„Nein“ — sprach Belisar — „heute mag ich nicht mehr betteln. Gelimer hat mir's verleidet.“

„Aber ich bin müde“ — antwortete Irissus trotzig — „und kann nicht mehr gehen.“

„So will ich dich tragen“ — sprach Belisar. „Sollte ich einen falschen Weg einschlagen wollen, weisest du mich zurecht.“

„O ich bin schwer“ — wendete Irissus ein — „du wirst nicht weit mich bringen.“

„Thörichter Knabe!“ zürnte Belisar —„meinest du, mein Arm habe mit dem Auge seine alte Kraft verloren? Er, der ohne zu ermüden und ohne Aufhören, gleich der gefräßigen Sichel, den ganzen Tag die Feinde nieder mähen konnte, sollte dich Kleinigkeit nicht zu ertragen vermögen?“ Und schon hatte mit unwiderstehlicher Macht Belisars Rechte den Irissus erfaßt, erhoben und über die Achsel gelegt. Mit der Linken ihn nun tragend, erfaßte er mit der Rechten wieder den Wanderstab und so schritt der Feldherr langsam, doch rüstig dahin. Bald darauf merkte er an der veränderten Lage des Irissus und an dessen lauterem Athemholen, daß sein Wegweiser fest entschlafen sei. Er aber gönnte ihm die Ruhe und schmeichelte sich, auch ohne seine Beihülfe den ihm bereits etwas bekannten Heimweg auffinden zu können. Nicht lange währte es, so hatte er auch des Vorsatzes völlig vergessen, die Vorübergehenden in zweifelhaften Fällen um die wahre Richtung zu befragen, denn, durch Gelimers Begegnung verleitet, schweifte Belisars Phantasie in der Vergangenheit umher, eine Sache, welche bei dem Mangel des Gesichts sehr leicht möglich und erklärlich ist. Er sah im Geiste sich noch an der Spitze seines siegreichen Heeres, erstürmte Carthago aufs Neue, vertheidigte Rom gegen

die Ostgothen mit Hülfe ausgestellter Hundewachen, metzelte die Grünen nieder und schlug diesmal die angebotene Königskrone nicht wieder aus.

Voll dieser süßen Erinnerungen wanderte er unverdrossen fort. Er gewahrte es an dem abnehmenden Geräusche nicht, daß er die Stadt im Rücken habe und auf einem ganz unbekannten Wege dahin wandele. Als vermöge er wieder zu sehen, hatte er die Augenlieder weit geöffnet, so daß die blutigen Höhlen gespenstig vor sich hin starrten. Die Sonne neigte sich zum Untergange; schmale, purpurne Wolkenstreifen besäumten den Horizont und ein liebliches Lüftchen fühlte Belisars erhitzte Wange.

Plötzlich erwachte Irissus, sah betroffen auf und Constantinopel in weiter Ferne hinter sich liegen. In etwa vier Stunden Zeit hatte der Blinde fast zwei Stunden Weges zurückgelegt. Diese unangenehme Bemerkung machte jetzt der Bursche dem Belisar unter argem Schelten kund, nachdem er dessen Schulter verlassen hatte.

„Soll ich deine Thorheit büßen müssen" — zankte er — „und mit dir erst in später Nacht unsere Wohnung erreichen? Dies soll mir nicht einfallen. Getraust du dir nicht, den Rückweg ohne mich zu finden, so warte meiner hier bis morgen früh, wo ich vielleicht dich abzuholen komme."

„So bin ich bis zum Kinderspotte herabgesunken" — lachte Belisar bitter, als Irissus mit dem eingesammelten Gelde davon gelaufen war. „Meint er etwa, ich habe nicht sterben gelernt und müsse deshalb sein Sclav werden? Immer geh, Knabe! der blinde Belisar findet

überall ein Plätzchen, wo er sein müdes Haupt niederlegen kann. Hab' ich doch der Nächte viele, und zur Winterzeit, im Freien zugebracht, und ich sollte klagen, eine Sommernacht hier zu verleben? Hunger und Durst — was sind sie beide für einen Krieger, der Afrika's brennende, unfruchtbare Sandwüsten durchschritten hat? Alles wollt' ich ertragen, wenn nur — ha! wiederum wühlt das Eisen mir im Auge, packt die kalte Zange des Lebens Nerv und reißt ihn aus seiner lang bewohnten Höhle! Justinian, undankbarer, herzloser Tyrann! Antonia — giftige Schlange! O mein Herr und Gott! Tabea! gemißhandelte Unschuld — das habe ich an dir verdient!"

In nagendem Schmerze warf sich jetzt Belisar die Länge lang auf die Erde nieder und drückte das gesichtslose Angesicht in das versengte Gras.

Dreizehntes Kapitel.

Großvater und Enkelin.

Indeß hatte die jüngere Tabea ihr Geschäft beendet und nebenbei wiederholte Erkundigungen über ihren angeblichen Großvater Belisar eingezogen. Erfreuliches war es aber nicht, was sie vernommen hatte. Man sagte dem Kinde, daß der Feldherr zwar freigelassen, doch vorher seiner Augen beraubt worden, was lediglich auf Betrieb Antonia's

geschehen sei. Die jetzige Wohnung des Unglücklichen wußte ihr Niemand anzugeben, so viel sie sich auch deshalb bemühte. Den ganzen Tag hatte sie das große Constantinopel durchstreift, um ihrer geliebten Großmutter genauere Nachricht über Belisar heimbringen zu können; endlich trieb sie der herannahende Abend auf den Rückweg. Zwei Drittheile desselben mochte sie zurückgelegt haben, als sie den Belisar in der vorhin beschriebenen Lage auf der Erde liegend fand. Obschon sie ihn nicht erkannte, da sie ihn nur einmal flüchtig und noch dazu in ziemlicher Entfernung hinter dicken Eisenstäben gesehen hatte, so nahete sie sich doch dem alten Manne in dem Glauben, daß demselben ein Unfall zugestoßen sein möchte. Erst fürchtete sie gar, daß er todt sei, bis sie durch sein Athemholen und die Wärme seines Körpers vom Gegentheil überzeugt worden war. Ihre Hand sanft auf seine Achsel legend, sprach Tabea mit wohllautender, gewinnender Stimme: „Guter Vater, fehlt dir etwas oder pflegst du nur der Ruhe? Dann verzeih meiner Neugierde, welche dich nicht stören wollte."

Belisar hob das Haupt aus dem Grase empor und die erschrockene Tabea sah mit Entsetzen in die leeren Augenhöhlen des Blinden. Es war ein natürlicher Ideengang des Kindes, welches, noch voll des Gedankens an den gesuchten Belisar, denselben sofort in dem Unglücklichen vor sich vermuthete.

„Um Gott!" rief Tabea schnell und unter heftigem Schauern — „sprich: bist du Belisar?"

„Ich bin Belisar" — versetzte dieser gefaßt — „kannst du mich durch einen Bissen Brotes und einen Trunk kalten Wassers erquicken, so will ich in dir einen Engel vom Himmel gesandt erkennen."

Mit zitternder, doch schneller Hand zog Tabea ein besonders schmackhaftes Gebäck, das sie auf Veranlassung ihrer Eltern für ihre Großmutter in der Hauptstadt gekauft hatte, hervor, und eingedenk der Worte derselben: „brich dem Hungrigen dein Brot" — reichte sie dasselbe dem Blinden, der ja, o Schmerz! ihr leiblicher Großvater sein sollte. Kaum erlaubte sie sich, eine Minute lang zuzusehen, wie Belisars Mund die liebe Gottesgabe begierig verschlang, so eilte sie auch schon wieder, die zweite Hälfte der Bitte des Blinden zu erfüllen. Zwar war ihre Kürbisflasche zur Hälfte noch mit Wasser gefüllt; allein dieses konnte der angenommenen Wärme wegen unmöglich erquickend sein und sie wußte eine frische Quelle in der Nähe. Dieses dem Essenden verkündend, rannte sie fort und kam bald mit gefüllter Flasche zurück.

Belisars trockne Lippen sogen begierig das klare Wasser ein.

„Dank dir und den Göttern!" sprach er, die Flasche zurückgebend. „Lange hat es mir nicht so gut geschmeckt."

„Den Göttern?" fragte Tabea betreten. „Giebt es doch nur einen einigen Gott, der Himmel und Erde und Alles, was darinnen ist, geschaffen hat."

„Ha!" sprach Belisar leise vor sich hin — „ist es doch nicht anders, als hörte ich Tabea's einstige, vorwurfs-

volle Frage wiederholen. „Kind!“ fuhr er lauter fort — „du mußt einem alten Krieger diesen Ausdruck nicht verübeln. Er ist so gebräuchlich im Heere.“

„Meine Mutter und Großmutter, auch der Oheim lieben ihn gar nicht“ — versetzte Tabea — „sie sprechen, es klänge nicht christlich. Doch, lieber Groß — lieber Vater, die Sonne ist untergegangen. Ist es dir gefällig, so wollen wir weiter gehen. Laß mich dein Führer sein.“

„Wohin willst du mich führen?“ forschte Belisar — „die Stadt soll weit von hier sein.“

„In meiner Eltern Haus“ — versetzte Tabea — „welches kaum eine Stunde weit von hier liegt.“

„Werden sie nicht den unbekannten Bettler hinausstoßen?“ fragte Belisar.

„Unbekannt?“ sprach Tabea — „der große Feldherr Belisar sollte ihnen unbekannt sein? Das glaube du ja nicht. Dein Ruhm erfüllet ja das ganze Reich.“

„Kind!“ rief Belisar heftig — „spotte meiner nicht. Es ist wahr, den mächtigen Feldherrn kannte einst Jedermann; doch den greisen, blinden Krieger Niemand mehr. Verlasse sich nur Einer auf Menschen.“

„Du hast Recht“ — sprach Tabea eifrig. „Die Großmutter sagt auch immer: Es ist besser, Ruhm zu haben bei dem unwandelbaren Gott als bei den wankelmüthigen Menschen. O, meine Großmutter ist sehr gut. Sie wird sich freuen, dich bei uns zu sehen. Auch gebot sie mir noch ausdrücklich, als ich heute früh fortging, ich sollte die, so im Elende wären, in's Haus führen. Und giebt

es wohl ein größeres Elend auf der Erde, als blind zu sein?"

„Kind!" erwiederte Belisar — „ich bedarf zu meiner Lagerstätte nur eines kleinen Winkels und einer Streu; ja ich würde selbst hier die Nacht recht wohl verleben können, im Fall nicht Raum bei euch wäre."

„Nein, nein," entgegnete Tabea eifrig — „des Raumes ist genug bei uns. Wie müßten wir denn thun, wenn der fromme Pelissos noch lebte und bei uns wohnte?"

„Pelissos?" fragte Belisar betroffen—„kanntest du ihn?"

„Ja" — antwortete Tabea unbefangen — „er ist ja mit meinem Oheim Belisar nach Persien und noch weiter gewandert, um Christi Lehre den Heiden zu predigen und nebenbei die Seidenwürmer in unser Land zu bringen."

„Belisar? dein Oheim?" sprach Belisar mit immer größerem Erstaunen. Und wie heißt deine Mutter?"

„Stephanie, guter Vater!"

„Heiliger Gott!" rief Belisar erschüttert — „wär' es möglich? Erzähltest du nicht von einer Großmutter vorhin?" fuhr er mit zitternder Stimme fort. „Sollte Pelissos mich damals hintergangen haben?" murmelte er dumpf — „Wie — wie ist ihr Name?"

„Tabea, wie der meinige" — versetzte das Mädchen unbefangen.

Wie angedonnert stand Belisar. Beide Hände schlug er vor das erblaßte Antlitz und mit großer Anstrengung sprach er zu seiner Führerin: „Geh, laß mich! nicht weiter kann ich gehen."

„Bist du plötzlich so müde geworden?“ sprach jene. „Laß uns noch ein wenig ausruhen. Doch hier darf ich dich nicht zurück lassen. Meine Großmutter würde mich arg schelten, brächte ich dich nicht mit.“

„Du weißt nicht“ — rief Belisar schmerzlich — „du weißt nicht —“

„O ich weiß es wohl“ — entgegnete Tabea, ihr Haupt klug wiegend — „meine Großmutter hat dich gar lieb, hat dir auch, als du hinter den dicken Eisenstäben am Fenster standest, eine ganze Hand voll Geld in deinen Beutel gesteckt. Dann bin ich, dich aufzusuchen, heute in ganz Constantinopel herum gelaufen und sollte dir wieder Geld von meiner Großmutter bringen. Hier ist es. Schade, daß du es nicht sehen kannst. Auch hat mir“ — hier drängte sich Tabea dicht an Belisar — „meine Großmutter anvertraut, daß — daß — du mein Großvater —“

„Oh! oh!“ schrie hier Belisar mit ungeheurem Schmerze — „meine Augen! meine Augen! Glühende Kohlen brennen in den Höhlen! brennen auf meinem kahlen Haupte! O Gott, Gott, du bist gerecht!“

Jammernd drückte er sein Antlitz in die mit seinen Nägeln aufgekratzte, kühle Erde.

Erschrocken sah ihm Tabea zu.

„Großvater! liebster Großvater!“ bat sie ängstlich — „was hast du nur? Es ist wohl etwas in deine bösen Augen gekommen? Ach, wenn doch die Großmutter jetzt hier wäre! Sie würde dir vielleicht eher helfen können, als ich einfältiges Mädchen. Sie hat versprochen, mir ein

Stück Wegs entgegen zu kommen, obschon sie noch ziemlich schwach von ihrer letzten Krankheit her ist. Weißt du auch, daß sie für dich beim Kaiser gebeten hat, als er neulich mit der geputzten Frau Antonia bei uns war? Ich versichere dir, sie wird dich mit offenen Armen aufnehmen."

„Halt' ein! halt' ein!" schrie Belisar — „o mein armes Herz!"

„Nun thut ihm wieder das Herz weh" — sprach Tabea verwundert. „Am Ende rührt das Alles von den Soldaten her, die, wie die Großmutter mir erzählt hat, oft gar schlimme Dinge auszustehen haben. Und zumal ein Feldherr, der den anderen Soldaten mit einem guten Beispiele vorangehen muß." —

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit" — murmelte jetzt Belisar, indem er sich gefaßt aufrichtete. „Muß mein eigenes Enkelchen die Schwäche Belisars mit ansehen, welchen einst nichts außer Fassung bringen konnte?!"

„Wenn deine Augen dich so schmerzen" — hob Tabea an — „so will ich dir doch kaltes Wasser herbei holen."

„Ja, thue das" — sprach Belisar erleichtert.

Als Tabea nach einer Weile mit der gefüllten Flasche zurückkehrte, war Belisar zu ihrem großen Schrecken verschwunden. Laut rief sie seinen Namen, eifrig durchsuchte sie die Umgegend und weinte zuletzt bitterlich, als ihre Mühe vergebens blieb.

„Was wird die Großmutter sagen!" sprach sie, den Heimweg antretend, unter sanftem Weinen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wiedervereinigung.

Unfähig, die Seelenqual länger auszustehen, hatte Belisar die Entfernung seiner Enkelin benutzt, um sich auf die eiligst ausgeführte Flucht zu begeben. Von den Furien seines bösen Gewissens gepeitscht, rannte er, trotz seiner Blindheit in stürmischer Hast davon, nicht achtend, daß er über Stock und Stein fiel, gegen Baumstämme anlief und in Gefahr stand, den Hals in irgend einem Abgrunde zu brechen. Der ihm nachschallende Ruf: „Belisar! Belisar!" den Tabea ängstlich wiederholte, beschleunigte nur seine Schritte. Als er endlich nichts mehr hörte, hielt er keuchend an. Sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne wischend, sprach er: „Ich darf ja nicht glücklich sein! O, diese Liebe, die ich nicht verdient habe, thut weher, als Justinians Undankbarkeit! Wie? ich sollte mich denen unter die Augen stellen, welche, einst die Meinen, ich Elender schnöde von mir stieß? Nicht Gattin, nicht Kinder und Enkel dürfen an diesem treulosen Herzen ruhen — nur Schlangen und Vipern dasselbe benagen. O wie glücklich könnt' ich sein, hätte ich damals auf Tabea's süße Stimme geachtet, den Lorbeer mit der Myrthe und Orange vertauscht! Ich besäße noch meine Augen, sähe die Meinen um mich versammelt, sähe die Erde mit ihren Reizen — den Him-

mel mit seinen Wundern — oh! — Nicht die wandelbare Hofgunst mißhandelte — die treue, aufopfernde Gatten- und Kindesliebe erheiterte mein Alter! Fort ihr Rachegöttinnen! was führt ihr mir vor die blutigen Augenhöhlen? Ich sehe die weite Erde mit Blut getränkt; blutige Schatten steigen aus ihr empor — Blut und nichts als Blut umgiebt mich. Ha! ihr verlanget eure Gatten, Väter, Kinder von mir zurück? Geht zum Kaiser Justinian, der mir die Blutarbeit aufgetragen hat. Vandalenkönig! sind es blutige Thränen, welche dein Auge weint und der begehrte Schwamm dir abtrocknet? Die Klänge deiner Harfe schmettern wie Posaunentöne in mein Ohr. Hast du nicht heute eingestanden, daß du noch glücklicher seist, als ich? O Gelimer! Gelimer!"

„Suchest du Jemanden?" fragte ihn hier eine Stimme, welche verwündend in sein Innerstes drang. Belisar vermochte nur stumm das Haupt zu schütteln.

„Du kommst von Constantinopel, Lieber? O sage mir, sahest du nicht ein Kind von zehn Jahren, ein schlank gewachsenes Mädchen mit lichtem Haar und blauen Augen denselben Weg wandern?"

Dem Gefragten drohte die Brust zu zerspringen. Mit Mühe keuchte er die Worte hervor: „Ich kann nicht sehen."

„Wie? du Aermster!" rief die ältere Tabea mitleidig — blind bist du und irrest gleichwohl ohne Führer umher? Gieb mir deine Rechte. Ich will dein Führer sein, bis eine dir bekannte Hand die deine wieder erfaßt."

O Himmel! konnte es eine bekanntere, liebendere

Hand für Belisar geben, als Tabea's? Kraftlos fielen dessen Arme an dem Körper herab. Und Tabea, welche mechanisch dieser Bewegung mit den Augen gefolgt war, erkannte plötzlich an der Kürze von Belisars Rechte ihren Gatten.

„Belisar!“ rief sie mit gellender Stimme. Aufgelöst in Lieb' und Schmerz sank sie an seine Brust.

„Belisar! Belisar!“ lispelte sie vergehend. Ihre Sinne drohten zu entschwinden; die Liebe hielt sie zurück. Sie legte das matte Haupt an des Gatten Herz und sprach: „Darf ich wieder mein dich nennen? Wirst du mich nicht wieder verlassen?“

Belisar regte sich nicht. Wiederum brannten in seinen leeren Augenhöhlen glühende Kohlen und glühende Kohlen auf seinem kahlen Haupte. Sein Herz erlag unsäglichem Weh — aber er stand aufrecht wie der umbrandete Fels im Meere. Keines seiner Glieder zuckte unter der schrecklichen Qual — kein Seufzer glitt über seine festverschlossenen Lippen. So hatte er früher an der Spitze seines Heeres dem drohenden Feinde gegenüber gestanden. Doch der Gegner, dessen Angriffen er jetzt preis gegeben war, wendete Waffen gegen ihn an, denen er auf die Dauer nicht widerstehen konnte.

Unter Tabea's heißen Thränen, Bitten und Liebkosungen schmolz von Belisars Herzen endlich die harte Eisrinde, womit das Unglück und das bittere Gefühl der eigenen Unwürdigkeit dasselbe umgeben hatten. Die eheliche Liebe und Treue bewirkten jetzt bei Belisar, was keine Todes-

gefahr, keine Noth der Erde, kein Wechsel des Glücks bei ihm hatten hervorbringen können — er schluchzte! Und wunderbar! die Thränen, welche er dabei weinte, kühlten wohlthuend seine brennenden Augenhöhlen. Kaum getrauten sich seine zitternden Arme die Gattin wieder zu umfassen, deren Treue, gleich dem Golde im Feuer, in der Trübsal sich so rein bewährt hatte. Und Tabea, alle mißtönenden Saiten unberührt lassend, erzählte dem ihr wiedergeschenkten Gatten von dem stillen, häuslichen Glücke seiner Kinder, von seines Sohnes segenbringendem Unternehmen des Seidenbaues, von des Pelissos gottseligem Leben und Ende. Sie malte ihm mit lebhaften Farben eine heitere Zukunft vor, die er in der Mitte der Seinen verleben würde, und gelobte, als seine treue Führerin ihm den Verlust seines Gesichts weniger fühlbar zu machen.

In der seligen Freude des Wiedersehens gewahrte Tabea den Eintritt der Dunkelheit nicht und Belisar, welchen stete Nacht umgab, noch weniger. Immer schwärzer senkte sich die nächtliche Finsterniß herab; das Sternenheer mit seinem Glanze prangte am hohen Himmelszelte, und über Constantinopels Thürmen flammte des Mondes goldene Sichel.

Plötzlich weckte ein vielstimmiges Rufen Tabea aus ihrer Vergessenheit. Fackelschein berührte ihr aufschauendes Auge. „Tabea! Mutter! Großmutter!“ ertönte es wechselweise mit feinen und gröberen Stimmen.

„Hierher, meine Kinder!“ jauchzte Tabea. „Hier euer Vater und eure glückliche Mutter!“

Die Feuerbrände in der Hand, erstiegen Belisar, Seleucon, Stephanie, gefolgt von den Kindern, die Anhöhe, wo das wieder vereinte Ehepaar ihrer harrend saß.

„Das ist der Großvater Belisar“ — sprach die jüngere Tabea, den Greis erkennend und führte ihre Geschwister herzu.

Tabea aber erfaßte ihres Sohnes Hände. Dieselben ihrem blinden Gatten um den Hals legend, schluchzte sie: „Fühle — das ist dein Sohn Belisar; diese — deine Tochter Stephanie; dieser — ihr Gatte Seleucon, und diese hier — deine Enkel, Tabea, Elieser, Hymenäus und Saba.“

Alle Kinder knieeten vor dem Blinden, die großen wie die kleinen. Alle beugten ihre Häupter gegen denselben und flehten einstimmig: „Gieb uns deinen Segen, lieber Vater!“

Der Schein der zu Boden geworfenen Fackeln beleuchtete die rührende Scene. Ihr Wiederschein spiegelte sich auf der hohen, unbedeckten Stirne des Blinden, welcher sprachlos die Arme über seine Kinder ausbreitete.

Die Engel im Himmel aber freuten sich über einen Sünder, welcher jetzt Buße that, der von Neuem geboren wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rechtfertigung und Erlösung vom Uebel.

In den wenigen Wochen, welche Belisar bei den Seinen verlebt hatte, war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Was er mit sehenden Augen vergeblich gesucht, hatte er als Blinder jetzt gefunden — den Frieden in sich selbst! Und mit diesem Gottesfrieden zugleich war eine stille, selige Heiterkeit in sein Gemüth eingezogen, welche die Welt weder geben noch nehmen kann. Beide Segnungen waren ihm geworden durch die Alles verzeihende Liebe seiner Gattin, durch die beseligenden Tröstungen des christlichen Glaubens, welche sein Sohn Belisar mit überzeugender Beredsamkeit in sein wundes Herz ausgegossen, so wie durch den gottseligen Wandel sämmtlicher Familienglieder. In dem Maaße, als Belisars Geist erstarkte, nahm die Kraft seines einst so eisernen Körpers ab. Das ohne Schonung verübte und schlecht geheilte Ausreißen seiner Augen hatte ohne Zweifel die edleren Theile des Hauptes verletzt. Ein immer heftiger wiederkehrender Kopfschmerz drohte ihm zuletzt fast den Verstand zu nehmen. Zugleich machten die bestandenen Mühseligkeiten vieljähriger Feldzüge und häufig empfangener Wunden ihr schlimmes Recht geltend, so daß der heimgesuchte Belisar oft zu dem still ausgesprochenen Wunsche bewogen

wurde, bald abzuscheiden und bei Christo zu sein, den er nach langen Zeiten wieder gefunden hatte. Man kann sich denken, daß die Seinen Alles aufboten, seine Schmerzen zu lindern, was er auch mit großem Danke erkannte.

An einem heitern Abende, wo er sich nach heftigem Unwohlsein wieder besser, obschon sehr geschwächt fühlte, bat er seine Gattin, mit ihm nach der Anhöhe zu gehen, wo sie sich einander wieder gefunden hatten. Sofort schickten Alle sich an, den Leidenden zu begleiten. Von der älteren Tabea und ihrem Sohne geführt, hatte er bald den gewünschten Ruhepunkt erreicht, wo man ihm sofort einen weichen Sitz bereitete. Der Abend war wunderschön, die Luft war rein und von dem Abendrothe lieblich gefärbt. In tiefer Ruhe lag die ungeheure Hauptstadt unter ihren Füßen. Nur das Summen abendlicher Käfer umschwirrte die Ruhenden, deren Augen, mit alleiniger Ausnahme Belisars, auf dem reizenden Naturgemälde hafteten. Ein leiser Seufzer entwand sich Tabea's Munde, daß ihr Gatte nicht mehr schauen konnte die Wunderwerke unsers Gottes. Gleich ihr dachten und fühlten auch die Uebrigen und hüteten sich darum, ihr Entzücken über das sie umgebende Schauspiel laut werden zu lassen. Wenn aber auch Belisar die Schönheit des Abends nicht sah, so fühlte er doch dessen wohlthuenden Eindruck auf Körper und Geist. Darum schwang sich seine Seele auf zu dem, der ihn dem bittern Elende entrissen und in den Kreis seiner Familie geführt hatte. Dankbar, doch still, pries er Gott in seinem erkenntlichen Herzen, dann aber

wendete er sich zu den Seinen, welche, zu seinen Füßen gruppirt, bei ihm saßen und jetzt ihre alleinige Aufmerksamkeit seiner Rede zuwandten.

„Meine Geliebten“ — sprach er bewegt — „nimmer hätt' ich gehofft, daß der Abend meines Lebens noch so schön wie der heutige in der Natur sein würde. Verdient habe ich diese Gnade nicht. Blind mußte ich werden, um sehen zu lernen, — ein Bettler, um reich zu werden — von den Menschen verstoßen, um von meinem Erlöser aufgenommen zu sein. Wäre ich noch der mächtige Feldherr mit seinen gesunden Augen, so würde ich blind für mein ewiges Heil geblieben sein. Besäße ich der Erde Schätze, so wäre ich arm in Christo. Fünf und dreißig Jahre lang habe ich dem Kaiser Justinian gedient. Was ist mein Lohn dafür gewesen? Der Raub meiner Augen! Wenige Wochen hingegen diene ich erst meinem Gotte und schon hat er mich beglückt, wie kein Sterblicher vermag. Verloren habe ich Ehre, Würden, Stand, Augen und Gesundheit — dafür aber eingetauscht das ewige Leben! O herrlicher Tausch! Belisar, mein Sohn! du hast das bessere Theil erwählt. O wohl dir, daß du nicht in deines Vaters Fußtapfen getreten, kein blutiger Eroberer geworden bist, der über Leichen und Brandstätten einem ungewissen Ziele zustrebt, das höchstens in einem schnell vergehenden Ruhme besteht. Liebe Gattin! meine Kinder! ich fühle es, wie die Sanduhr meines Lebens ihrem Ablauf nahe ist. Hier, unter dem Auge unsers allsehenden Gottes reichet mir nochmals eure Hand zum Zeichen, daß

ihr meine große Schuld gegen euch mir vergeben wollet. Fluchet meinem Andenken nicht —"

„Halt' ein, Gatte! Vater! Großvater!" weinte hier Groß und Klein unter einander. Aller Hände strebten die Hand des Greises zu erfassen. „Nicht sterben!" schluchzten die Enkel.

„Wollet ihr mir nicht die Ruhe gönnen, der ich so dringend bedarf?" fragte Belisar die Seinen. Soll ich länger in Finsterniß wandeln? mit immer wiederkehrenden Schmerzen kämpfen müssen! Ach, seitdem ich weiß, daß mein Erlöser lebt, der mich wieder aus der Erde auferwecken und Gott sehen lassen wird, gehe ich mit Freuden meinem Ende entgegen. Deutlich empfinde ich, wie langsamer und stockender das Blut in meinen Adern rinnt und wohl zum letzten Male werde ich hier auf diesem Hügel gewesen sein. Darum richtet, meine Kinder, mein geblendetes Antlitz noch einmal der stolzen Hauptstadt zu, der Zeugin meines eitlen Ruhmes und meines Unglücks, damit ich auch von ihr Abschied nehme auf immer."

Indem man Belisars Willen erfüllte, rief Seleucon hastig: „Welch ein unabsehbares Volk nahet sich auf dem Wege von Constantinopel daher? Einzelne Reiter lösen sich von dem Haufen und nehmen nach uns ihre Richtung."

„Ich muß dir nur sagen, Vater," sprach jetzt Stephanie ängstlich — „daß heute um die Mittagszeit ein Bote, mit Schweiß und Staub bedeckt, aus Constantinopel kam und mich befragte, ob du dich bei uns befändest?"

„Es wird mein Todesbote gewesen sein“ — versetzte Belisar lächelnd.

„Heil! Heil! dem großen Belisar!“ erscholl es jetzt mehrstimmig, und näher kamen die Reiter auf schäumenden Rossen gejagt, jeder den Vorsprung vor dem Andern zu gewinnen trachtend.

„Heil und Ruhm unserm unüberwindlichen Feldherrn Belisar!“ schrie wieder der voranstürmende Reiter.

„Hörst du, Vater! was diese rufen?“ sprachen die Kinder in frohem Staunen.

Dieser aber saß unbeweglich mit versteinerter Miene in dem augenlosen Antlitze. Kein Zug von freudiger Bewegung war an ihm zu entdecken.

Jetzt sprengten die Reiter den Hügel herauf.

„Deine Unschuld ist erkannt, großer Belisar!“ hieß es wieder. Indeß die angelangten Reiter dem näherkommenden, unermeßlichen Zuge zuwinkten, die Anhöhe zu besteigen, trat ein abgesessener, vornehmer Offizier zu dem Feldherrn und sprach mit ehrerbietigem Gruße: „Belisar, großer, ruhmwürdiger Feldherr! auf's Herrlichste gerechtfertigt worden ist deine Unschuld. Deine Anklägerin, die falsche, treulose Antonia hat in Verbindung mit dem schändlichen Epaminides unsern erhabenen Kaiser entthronen und ermorden wollen. Als ihr Anschlag entdeckt worden war und die Schuldige zur Bestrafung gezogen werden sollte, hat sie Gift genommen und sterbend noch deine Unschuld ausgesagt. Siehe dort an der Spitze des Heeres und der Bewohner Constantinopels den Kaiser, welcher

kommt, seinen verkannten, edlen Belisar in alle Würden wieder einzusetzen und mit neuen Gnadenbezeugungen zu überschütten."

Der Angeredete blieb die Antwort schuldig. Endlich wie aus einem schweren Traume erwachend, sprach er zu seiner, ihn umfaßt haltenden Gattin gewendet: „Sehen soll ich? Schickt mir Justinian etwa meine Augen zurück?" Darauf versank er wieder in seine vorige Unempfindlichkeit.

Jetzt bedeckte eine unermeßliche Masse von Kriegern und Volk den Fuß des Hügels. Die Ersteren ordneten sich in langen Reihen, die Anhöhe von allen Seiten einschließend. Es war ein hehrer Anblick! In dem Augenblicke, als der Kaiser Justinian, von einem glänzenden Gefolge begleitet, von der Kriegerordnung sich trennte, um zum Belisar hinauf zu schreiten, erklang in mächtigen Tönen die betäubende Feldmusik und zehntausendfach hallte ihr der Ruf: „Heil, Heil und Ruhm dem großen Belisar!" nach.

Gleich dem Kriegsrosse, das, nach vieljährigen Diensten vom Landmanne erhandelt, um den Pflug zu ziehen, beim langgewohnten Schalle der Trompete die welken Ohren spitzt und freudig wiehernd davon sprengt, sich seinen jüngeren Gefährten anzuschließen und in den Streit zu ziehen: also wirkten zauberisch der Posaunen hehre Klänge auf den bereits mit dem Tode ringenden Belisar. Kräftig sprang er auf! Noch einmal streckte sich die hohe Gestalt lang aus. Stolz richtete sich das geblendete Haupt empor und mit schmetternder Stimme rief er: „Hier bin ich,

Herr!“ Seine grauen Locken flogen um das heftig zitternde Haupt.

„Heil! Heil!“ ertönte es fort und fort und neue Posaunentöne schmetterten darein.

„Hörst du Tabea?“ sprach Belisar, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern — „jetzt ist mein Ostermorgen da!“ Und mit bebenden Lippen, doch kräftig sang er:

„Christus ist erstanden
aus des Todes Banden.
Gelobt sei — Er!“

Er brach zusammen. Es war sein Schwanengesang gewesen. Als Justinian, versehen mit Lorbeerkranz, mit Gnadenketten und Ehrenkleidern, herzutrat, konnte er blos Belisars Leiche damit schmücken, welche von der trauernden Gattin und deren Kindern gehalten wurde. Da kehrte der arme Kaiser, welcher dem Lebenden nicht einmal das Gesicht, geschweige dem Todten das Leben wieder geben konnte, betrübt in seine Hauptstadt zurück. Beides aber hatte Belisar schon von dem zurück erhalten, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Druck von Brandes & Schultze, Roßstraße Nr. 8.



